Niederdeutsches Wort

KLEINE BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN MUNDART- UND NAMENKUNDE

herausgegeben von

WILLIAM FOERSTE

Band 2

1961

VERLAG ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT erscheint als Organ des Westfälischen Wörterbuch- und Flurnamenarchivs in Münster (Westfalen) mit Unterstützung des Westfälischen Heimatbundes und des Seminars für Niederdeutsche und Niederländische Philologie der Universität Münster jährlich in zwei Heften von insgesamt etwa 100 Seiten.

BEITRÄGE, Zusendungen von Veröffentlichungen zur Anzeige im Rahmen der *Chronik* und alle das *Niederdeutsche Wort* betreffenden Anfragen und Mitteilungen sind zu richten an den Herausgeber Prof. Dr. W. FOERSTE, Münster (Westf.), Domplatz 20.

© Aschendorff, Münster Westfalen, 1961 · Printed in Germany
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen und tontechnischen Wiedergabe und die der Übersetzung, vorbehalten.
Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1961

Inhalt des 2. Bandes (1961)

Andersson, Thorsten	Nachtrag zur Bibliographie der nordischen Mundartwörterbücher	64
Bischoff, Karl	Zu niederdeutsch twisken, twischen: tüsken, tüschen (mit 2 Karten)	1
Buurman, Otto	Ein neuartiges niederdeutsches Wörterbuch	65
Entjes, Heinrich	Zur niederländischen Wortgeographie des Schrankbetts (mit 1 Karte)	21
Foerste, William	Niederdeutsche Bezeichnungen des Schrankbetts (mit Faltkarte)	23
	Putzig	74
	Chronik	75
Wortmann, Felix	Schwelen 'heuen'	17

Ansporn zur Eile

Stengel di! 't gifft Karmelkbree (Pannkook etc)! Stengel di, Buck, sall(s)t Hafer hebben! 'Tied genoog' (jemand, der diese Redewendung stets gebrauchte) is in't Heff (Watt) bleven (ertrunken).

Loga bei Leer (Ostfriesland) OTTO BUURMAN

Putzig

Alle niederdeutschen Mundartlandschaften, aber auch Teile des Rheinischen und Hessischen kennen das Wort *putzig* in den Bedeutungen 'schnurrig, lustig, possierlich, drollig, absonderlich', das Nordniederdeutsche, Westfälische und Rheinische stellenweise auch noch das jenem Adjektiv zugrundeliegende Substantiv *Putz(e)* 'Spaß, Vergnügen, Posse, Schabernack, Schelmenstreich'.

Die Etymologie ist noch nicht geklärt. Gegen die von KLUGE vermutete und von GÖTZE, HIRT-WEIGAND 496 und FALK-TORP 853 als gesichert betrachtete Herleitung von *putzig* aus mhd. *butze* 'Popanz' spricht vor allem die Wortgeographie: ersteres ist ein im wesentlichen niederdeutsches, letzteres ein hochdeutsches Wort. Die im Rheinischen Wörterbuch 6, 1247 von JOSEF MÜLLER vertretene Auffassung, *Putz* 'Schlag' habe in übertragener Anwendung die Bedeutung 'Posse' ergeben, scheitert an bedeutungsgeschichtlichen Schwierigkeiten. Die semantisch so einleuchtende Gleichsetzung von nd. *Putz(e)* und hd. *Posse*, die von HELLQUIST 799 befürwortet wird, hat wiederum wegen der konsonantischen Verschiedenheit keinen Anklang gefunden. Und doch dürfte HELLQUISTS Ansicht der Wahrheit nahe kommen, wenngleich die Verwandtschaft der beiden Wörter etwas weitläufiger ist, als er annahm. Denn nd. *Putze* und *putzig* sind offensichtlich aus den gleichbedeutenden und lautlich genau entsprechenden nl. *po(e)ts* und *potsig* entlehnt worden. Das nl. Substantiv aber ist wahrscheinlich entstanden aus einer Kreuzung von mfrz. *pocher* 'etwas nach einem Muster bilden, eine Figur nach den Umrissen einer andern zeichnen, nachahmen' (FEW 16, 639) und nl. *boots*, *boets* 'Tonmodell, Skizze, Entwurf auf Papier, Spaß, Posse', *bootsen* 'modellieren, nachahmen, nachäffen, Possen reißen', die im 14. Jh. aus afrz. *bocer* 'bossieren, die Rohform eines Bildwerks herausarbeiten, weiche Massen formen'

(FEW 1, 468) entlehnt wurden. Auf das letztgenannte französische Wort geht auch unser hd. *Posse*, früher *Bosse*, zurück, aber es ist nach Ausweis des *-ss-* später als nl. *boots* unmittelbar aus mfrz. *bosse* 'Relief, spaßige Darstellung' übernommen worden. Im Rheinland treffen, wie in vielen ähnlichen Fällen, süddeutsches *Bosse*, *bossig* und nl.-nd. *Putz*, *putzig* zusammen (Rh. Wb. 1, 883; 6, 1247).

Da das aus dem Nd. entlehnte schwed. *puts* 'Schelmenstreich' seit 1602 bezeugt ist (SAOB: *puts*[3]), dürfte das nd. Wort im 16 Jahrhundert aus dem Niederländischen entlehnt worden sein.

Münster WILLIAM FOERSTE

CHRONIK

Mundartforschung

Für die sprachliche Urgeschichte des Rhein-Weser-Raums ist JAN DE VRIES' Buch über die Beziehungen zwischen Kelten und Germanen[1] von Bedeutung. Nach der Darstellung des bekannten niederländischen Gelehrten kam es in der Kölner Bucht zur ersten Begegnung zwischen den Kelten, die vom Oberrhein nordwärts vorstießen, und den aus dem Nordostseegebiet nach Süden drängenden Germanen. Seit dem 3. Jh. v. C. sind die Gallier in fortwährendem Rückzug vor den Germanen. Das Rhein-Weser-Gebiet war damals weder keltisch noch germanisch; hier saß noch die kulturell wahrscheinlich rückständige Urbevölkerung, die sich auch vor den von Osten eindringenden Germanen zurückzog und z. T. nach England abwanderte. In den mancherlei Ähnlichkeiten zwischen Kelten und Germanen hinsichtlich des Aufbaus der Priesterklassen, der Götterwelt und Opferbräuche, der Institution der Gefolgschaft und der von ihr getragenen Heldenlied-Dichtung sieht DE VRIES weniger einen Kultureinfluß der La Tène-Kelten, die im nordwestlichen Europa eine führende Rolle gespielt haben, als gemeinsame Bewahrung alten indogermanischen Erbes. Die Dichtung der Kelten und Germanen, die in Stabreim und Kenningar so auffallende formale und stilistische Übereinstimmungen zeigt, offenbart zugleich einen tiefen Wesensgegensatz beider Völkergruppen: das germanische Heldenlied spielt ganz im Diesseits, in einer Welt rein menschlicher Beziehungen, während die keltische Sage gern Alltägliches mit Übernatürlich-Wunderbarem verbindet. Als sich in der La Tène-Zeit beide Welten im Rheingebiet begegneten, erhielt die niederrheinische Siegfriedgestalt nach J. DE VRIES aus der keltischen Dichtung jene märchenhaft-unwirklichen Züge (Schwertprobe, Hornhaut, verwundbare Stelle, Kenntnis der Vogelsprache, Waberlohe), die sich in irischen Sagen wiederfinden.

Ähnlich wird die sprachliche Urgeschichte des kontinentalgermanischen Nordwestens von HANS KUHN beurteilt. In seiner Untersuchung über die mit *p-* anlautenden Wörter im Germanischen[2] kommt er zu dem Ergebnis, daß Norddeutsch-

[1] JAN DE VRIES, *Kelten und Germanen*, Bern und München (Francke) 1960, 139 S.
[2] HANS KUHN, *Anlautend p- im Germanischen*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 1—31.

land und die Niederlande das Kernland dieser meist zur alltäglichen Sprache einer Unterschicht gehörenden *p*-Wörter sind. Im Oberdeutschen, vor allem aber im Westnordischen sind sie selten. Dieser geographische Befund wird durch die Fluß-, Orts- und Personennamen gestützt, und KUHN folgert daraus, daß die Germanen „in Nordwestdeutschland und den Niederlanden andere indogermanische, jedoch nicht keltische Gruppen überlagert und assimiliert" haben. KUHNS Material ist in der Tat eindrucksvoll, wenngleich bei genauerer Untersuchung der einzelnen Wörter zweifellos manches ausgeschieden werden muß, etwa die romanischen Lehnwörter *platt* < *plattus*, dessen Verbreitung bis ins Macedorumänische reicht, *Pfette* < lat. *patena* (nicht *patina*!), *Pfennig*, das m. E. am ehesten auf lat. *pannus* zurückgeht, wahrscheinlich auch *Pfeife* 'Rohr, Flöte', weil es im Romanischen die genaueste Entsprechung hat, auch *prammen*, *premsem* 'pressen', das man nur ungern von provencal. *premsa* 'Petschaft', katal. *premsa* 'Obstpresse' usw. lösen möchte, mnl. *palmen* 'fassen', dessen Entlehnung aus afrz. *palmer*, *paumer* nicht zu bezweifeln ist, und nl. *pal* 'feststehend, unbeweglich', das schwerlich von nl. *pal*, frz. *palette*, engl. *pallet* 'Sperrklinke' (lat. *pala*) getrennt werden kann.

Während die *p*-Wörter nur von einem nicht-keltischen Volk übernommen sein könnten, erwägt TH. FRINGS für einen charakteristischen Lautvorgang im nordwestlichen Westgermanischen, den Wandel *ft* > *cht*, umgekehrt die Wirkung einer „belgisch-keltischen Unterschichtung der Istwäonen"[3]. Überzeugt, daß es „eine verhängnisvolle Gepflogenheit ist, Niederländisches, Rheinisches, Niederdeutsches getrennt zu behandeln", zeichnet FRINGS, ausgehend von dem kürzlich durch W. PÉE besprochenen westfläm. *kachtel* 'Fohlen' < rom. *capitale*, ein fesselndes Gesamtbild dieses seit dem 8. Jh. im Bereich Schelde, Maas, Niederrhein, Westfalen mit dem Zentrum im weitesten Raum um Köln erkennbaren Lautwandels. Er sieht die Entwicklung *ft* > *cht* im Zusammenhang mit „Entstehung, Entwicklung und Ausdehnung des Kampfbundes der Franken, des fränkischen Stammes, aus dem inneren Westfalen, dem Bereich der Brukterer in der Gegend von Münster über die Niederlande an Maas und Schelde, über Nordfrankreich und über den Nieder- und Mittelrhein, bis an den Main. Wir sind so kühn anzunehmen, daß die Grundlagen des Wandels in die vormerowingische Zeit hinaufreichen." FRINGS denkt sich die Form *kachtel* durch Lautersatz (Umlautung) entstanden: im Germanischen wurde die unbekannte romanische Verbindung *pt* ersetzt durch *cht*. „Eine *ft*-Stufe ist nicht belegt, in dem bäuerlichen Wort auch kaum anzunehmen, zudem nicht notwendig." Ein mehr strukturalistisch denkender Betrachter würde demgegenüber mit J. FOURQUET, *Les mutations consonantiques du germanique*, Paris 1948, 96ff. auf den durchgehenden westgermanischen Wandel von *pt* > *ft* (ae. *riftere* 'Sichel' zu *ripan*, lat. *scripta* > ae. *scrift* 'Beichte'), *ct* > *cht* (lat. *tractare* > ae. *trahtian*, dt. *trachten*), *ps* > *fs* (ae. *waps* neben *wafs* 'Wespe') und *ks* > *chs* (*buxum* > ahd. *buhsboum*) hinweisen, der eine einheitliche Entwicklung im gesamten Westgermanischen nahelegt (also **captale* > **caftel* > *cachtel* wie *Hepternaca* > *Efternaca* 895 > *Echternach* usw.) und uns fragen läßt, ob es richtig ist, daß „Formen des Niederdeutschen wie *kofte* 'kaufte', *dofte* 'taufte' nicht anders zu beurteilen sind als etwa *hoftyt* 'Hochzeit', Bildungen also aus westfälischem Typ *kochte* in der Unsicherheit *ft|cht*." Daß die Opposition *f|ch* vor *t* übrigens auch im deutschen Südosten einst

[3] THEODOR FRINGS, *Flämisch kachtel 'Füllen', lateinisch capitale, und der Übergang von ft zu cht, deutsch Kraft, niederländisch cracht*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, E. Karg-Gasterstädt gewidmet, Halle (VEB Max Niemeyer Verlag) 1961, 363—93.

fast neutralisiert gewesen sein muß, erkennt man noch an dem bair.-tirol. *Glifter* 'Gelichter'.

H. M. HEINRICHS behandelt den erwähnten Wandel *ft* > *cht* und die Weiterentwicklung von *cht* > *t* zusammen mit dem Wechsel *f*, *v*|*ch*, *g* und der Gutturalisierung (z. B. in rhein. *Kinder* > *Kenger*, *Zit* > *Zick*) in einer gründlichen Studie[4] unter soziologischem Aspekt. Die mittelalterlichen deutschen Texte erstreben alle eine schriftsprachliche Norm; eigentlich mundartliche Überlieferung gibt es praktisch nicht. Er fragt sich deshalb, wie man trotzdem Wortschatz, Formen und Lautung der mundartlichen Sprache der „Grundschicht" erfassen kann, die sich auch damals schon von der Sprache der „Mittelschicht" und „Hochschicht" abgehoben haben dürfte. HEINRICHS sieht eine Möglichkeit dazu in der Analyse gewisser Namensformen, Verschreibungen, hyperkorrekter Formen und mundartlicher Reimbindungen. Das imponierende Material, das er aus der urkundlichen und literarischen Überlieferung zusammengetragen hat, rechtfertigt seinen methodischen Ansatzpunkt. Er kann nachweisen, daß die genannten konsonantischen Wandlungen früher bedeutend weiter verbreitet gewesen sein müssen als in den heutigen Mundarten. So war z. B. die Entwicklung von *cht* > *t*, etwa in *recht* > *ret*, noch im 13. Jh. vom Kölner Raum bis ins Alemannische und von Lothringen bis ins Bairische verbreitet, wie schon GLEISSNER und FRINGS 1941 festgestellt hatten. Nach HEINRICHS ist dies aber eine Erscheinung der sprachlichen Grundschicht, die wahrscheinlich mit dem entsprechenden französischen Lautwandel zusammenhängt, aber auch im Altniederdeutschen, vor allem jedoch im Nordischen stattgefunden hat. „In der ganzen Germania taucht also diese Lautung auf. Das bedeutet dann aber, daß die Grundschichten der verschiedenen germanischen Sprachen viele Gemeinsamkeiten haben konnten, ferner, daß bestimmte Erscheinungen oder Entwicklungen der Grundschicht(en) ... länderweite Verbreitung gewinnen können, ohne daß die Hochschicht zuerst davon Kenntnis nimmt oder unmittelbar davon berührt wird." HEINRICHS rechnet mit einem hohen Alter dieser Erscheinungen, das z. T. bis in die Völkerwanderungszeit zurückreichen dürfte. Ja, er erwägt die Möglichkeit, daß wir „auch schon in der sogenannten gemeingermanischen Zeit mit verschiedenen Sprachschichten rechnen müssen" und „daß unter dem 'Hochgermanischen' schon lange vor dem Zerfall in Einzelsprachen grundschichtliche (mundartliche) Lauterscheinungen und -entwicklungen vorhanden waren, die nach oben dringen konnten, als durch die Verschiebungen im Wirbel der Völkerwanderungszeit die Einheit des hochschichtlichen Gemeingermanisch zerrissen worden war."

Zu sehr aufschlußreichen Erkenntnissen über die große Diskrepanz zwischen gesprochenem und geschriebenem Althochdeutsch infolge weitgehender Stilisierung der Urkundensprache kam S. SONDEREGGER[5] durch einen sprachlichen Vergleich der älteren St. Galler Urkunden mit den großenteils erhaltenen Vorakten, d. h. Konzepten, die den Schreibern als Gedächtnisstützen dienten. Die ahd. Namen der Vorakte stehen der gesprochenen Sprache viel näher als die der stilisierten, ins lateinische Formular eingebetteten Urkundensprache. „Die vielen Assimilationsformen, Nebensilbenabschwächungen, Verschleifungen, Reduktionen von

[4] H. M. HEINRICHS, *„Wye grois dan dyn andait eff andacht is ..." Überlegungen zur Frage der sprachlichen Grundschicht im Mittelalter*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 97—153.

[5] STEFAN SONDEREGGER, *Das Althochdeutsche der Vorakte der älteren St. Galler Urkunden*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 251—86.

ersten oder zweiten Kompositionsgliedern zeigen, daß in der gesprochenen Sprache des 8. und 9. Jhs. bis zu zweihundert Jahren früher jene Lauterscheinungen zu wirken begannen, welche nachgerade das Spätalthochdeutsche des 10. und 11. Jhs. charakterisieren." SONDEREGGERS Feststellungen warnen uns wieder eindringlich vor einer Gleichsetzung von Sprechsprache und Urkundensprache. Von besonderer Bedeutung für die Namenforschung sind die von ihm genauer als bisher formulierten Latinisierungsgesetze für ahd. Personennamen.

In welchem Grade die Beurteilung und historische Deutung dialektgeographischer Fakten von gewissen sprachwissenschaftlichen Axiomen abhängig ist, zeigen zwei Arbeiten zur rheinischen Sprachgeschichte, die zu diametral entgegengesetzten Resultaten führen. In dem posthum veröffentlichten Vortrag des allzu früh verstorbenen luxemburgischen Mundartforschers R. BRUCH[6], der die Ergebnisse früherer Untersuchungen zusammenfaßt, erscheint der luxemburgische Westrand der kontinentalen Germania nicht nur als beharrsamer Reliktraum in den sprachlichen Auseinandersetzungen zwischen Nord und Süd (etwa in *Fläsch* 'Flasche', *Sester* 'Schwester', *Uessen* 'Ochsen'), sondern auch als naturgegebene Einbruchsstelle westfränkischer Impulse. Denn „hier mündet das Pariser Becken zwischen Eifel und Hunsrück in der germanischen Wittlicher Senke, hier lagen die arnulfingisch-pippinischen Stammlande, hier sammelte das Geschlecht der Ardennergrafen beiderseits der heutigen Sprachgrenze ihr luxemburgisches Territorium, hier ragte die Trierer Kirchenprovinz bis nach Ivoix in die Romania hinein." Das „West-Ost-Gefälle reichsfränkischer Macht-, Kultur- und Kirchenpolitik" führte nach BRUCH zu einer Mosel-Staffellandschaft, die sich dem Betrachter moderner dialektgeographischer Karten als „eine beachtliche Anzahl in konzentrischen Halbkreisen zwischen Aachen und Metz auf der Sprachgrenze aufgestützter Isoglossenstränge" darbiete. BRUCHS Beweise für diese kühne Hypothese sind jedoch unzureichend. Einige Erscheinungen (Akkusativ statt Nominativ, Komparativ durch *mehr*, *er wilt* = rom. *vult*) dürften zwar durch romanischen (nicht westfränkischen) Einfluß zu erklären sein, aber ein unbefangener Beurteiler wird sich schwerlich davon überzeugen können, daß der Verfall der Endsilbenvokale, nur weil sie im Fränkischen zuerst feststellbar ist, durch westliche Impulse aus dem Pariser Becken ausgelöst sein soll oder daß die Entwicklung des unumgelauteten ahd. *iu* > *ū* > *au* (Typ *Naumburg*) sich aus dem oberlothringischen Raum ostwärts verbreitet habe. In diesem und vielen ähnlichen Fällen ist das dialektgeographische Prinzip, dem die Sprachforschung wichtige und unverlierbare Einsichten verdankt, entschieden überanstrengt und einseitig angewendet. Die Dialektgeographie entstand am Ausgang des vorigen Jahrhunderts aus der Opposition zu den Junggrammatikern, die die sprachlichen Veränderungen einseitig aus internem Lautwandel („Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze") erklärten, und ist dadurch ihrerseits oft in das entgegengesetzte Extrem verfallen, alles sprachliche Leben expansiologisch als Sprachausbreitung, d. h. durch „Verkehr" ermöglichte sprachliche Nachahmung zu erklären. Es ist deshalb begreiflich, daß in der neuesten Forschung das Pendel wieder stark nach der andern Seite ausschlägt, indem mit Nachdruck auf die autochthone Lautentwicklung und gleichgerichtete polygenetische sprachliche Entfaltung aus gleichartigen sprachbiologischen Voraussetzungen, wie keimhaft vorhandener Anlagetendenz und ererbten konstitutiven Faktoren (Prädisposition), hingewiesen und neben der geographischen eine stär-

[6] ROBERT BRUCH †, *„Pariser" Impulse in der Frühgeschichte der deutschen Mundarten*, Rheinische Vierteljahrsblätter 25, 1960, 300—16.

kere Berücksichtigung der sprachsoziologischen und -historischen Komponente gefordert wird.

Solche Überzeugungen, wie sie sehr klar in P. LESSIAKS erstaunlich anregenden *Beiträgen zur Geschichte des deutschen Konsonantismus* (1933) ausgesprochen und neuerdings von O. HÖFLER wieder nachdrücklich vertreten wurden, liegen auch der Habilitationsschrift R. SCHÜTZEICHELS über die Grundlagen der westmitteldeutschen, insbesondere mittelrheinischen Sprachgeschichte[7] zugrunde. Als Anhänger einer Sprachforschung, die sich um Synchronisierung sprachlicher und historischer Fakten bemüht, gibt er im ersten Teil seines Buches eine auf ungewöhnlicher Literaturkenntnis beruhende Darstellung der vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung des westmitteldeutschen Raumes. Obwohl sich schon in der späten römischen Kaiserzeit engere Verzahnungen einiger Völkerschaften, insbesondere zwischen Elbgermanen und Weser-Rhein-Germanen oder den nachmaligen Franken und Hessen (Fluß- und Ortsnamen auf *-apa*, bzw. *-lar*) feststellen lassen, sind doch die Gruppierungen dieser Zeit noch nicht eigentlich von Bedeutung. Erst die in der Völkerwanderungszeit sich bildenden Großstämme (Wehrverbände) der Alemannen, Thüringer, Sachsen und Franken legten die entscheidenden Grundlagen der deutschen Sprachgeschichte. Auf Grund einer eingehenden Analyse der politischen und kulturellen Verhältnisse der Merowingerzeit legt SCHÜTZEICHEL in Auseinandersetzung mit MAURER und vor allem BRUCH dar, daß westgermanische oder speziell mitteldeutsche Lauterscheinungen nicht durch weitreichende merowingische „Kulturströmungen" erklärt werden können; denn die neuere Geschichtsforschung habe festgestellt, daß der Rhein faktisch die Grenze des Merowingerreiches bildete. Wohl aber werden linksrheinisch in merowingischer Zeit „die weser-rhein-germanischen und elbgermanischen Zusammenhänge und Bindungen in Räumen mittlerer Größe von Westen her politisch, kirchenpolitisch und kulturell überformt und in ihren im groben feststehenden Abgrenzungen ausgebildet." So entstand eine dreifache Staffelung, die „im Süden durch die alemannische Unterschichtung, im Moselraum durch das starke gallo-romanische Element, nördlich davon durch die hier besonders intensive fränkische Siedlung vorbestimmt war." In diametralem Gegensatz zu der bisherigen, von TH. FRINGS begründeten Ansicht kommt SCHÜTZEICHEL nach eingehender Analyse der urkundlichen Namenüberlieferung zu dem Ergebnis: „Die Lautverschiebung in den Rheinlanden als Ganzes kann nicht als Import aus dem Süden verstanden werden; sie dürfte auf mittelfränkischem Boden autochthon und jedenfalls sehr viel älter sein, als die herrschende Lehre annahm." Besonders eingehend untersucht er das in merowingischer Zeit entstandene Land Ribuarien, das eine Mittelstellung einnahm zwischen den in die merowingische Reichskultur stark einbezogenen Mosellanden und dem fast gänzlich abseitigen Hattuarien, das um 700 unter dem Ansturm der Sachsen zusammenbrach. Während Ribuarien mit den südlicheren Rheinlanden die Prädisposition zur Lautverschiebung teilt, geht diese dem Niederrhein, der äußersten Randzone des Merowingerreiches, wegen der friesisch-sächsischen Durchdringung und Beeinflussung ab. „Erst im 9. Jh. kann sich hier eine weiträumigere Ausstrahlung Kölns Bahn verschaffen." Die als „Benrather Linie" bekannte Nordgrenze der Lautverschiebung, die nach SCHÜTZEICHELS Interpretation der Namenüberlieferung „wenigstens im 11. und 12. Jh. voll entfaltet ist",

[7] RUDOLF SCHÜTZEICHEL, *Die Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen*, Hermaea, Germanistische Forschungen, Neue Folge Bd. 10, Tübingen (Max Niemeyer) 1961, LIV und 336 S.

muß demnach als Ausgleichslinie verstanden werden. Auch Sachsen geriet in karolingischer Zeit in den Bereich Mainzischer und Kölnischer Ausstrahlung, aber gleichwohl blieb die Sachsengrenze „als unaustilgbare Grundlinie bestehen." — Die rheinische Forschung wird prüfen müssen, ob SCHÜTZEICHEL, der durch seine Untersuchungen zur mittelrheinischen Urkundensprache[8] vor übertriebenem Expansiologismus und rascher Rückprojizierung heutiger Mundartgrenzen in die Vergangenheit gefeit war, die Bedeutung der Sprachbewegung (deren Möglichkeit er natürlich keineswegs leugnet), etwa unterschätzt hat. Eine gewisse Bestätigung sowohl der SCHÜTZEICHELschen These als auch der scheinbar damit unvereinbaren expansiologischen Theorie deutet HEINRICHS in seiner erwähnten Abhandlung an, indem er mitteilt: „Ich habe sehr viele Beispiele gesammelt, die m. E. dartun, daß noch im späteren Mittelalter im Kölner Raum in der Grundschicht weitgehend unverschobene Formen gebraucht wurden, daß aber anderseits gewisse bodenständige Lautentwicklungen dem Eindringen verschobener Formen Vorschub leisteten." — Alles sprachliche Leben besteht ja in einer unaufhörlichen Wechselwirkung zwischen autochthonem Sprachwandel und soziologisch oder soziographisch bedingter Sprachbewegung. Aus diesem Wechselspiel beider Kräfte resultiert der sprachliche Habitus einer Gruppe oder Landschaft. Von der Sprachform her, gleichsam der Resultante, Stärke und Richtung der beiden sprachlichen Kräfte zu rekonstruieren, gehört zweifellos zu den schwierigsten Aufgaben der diachronischen Sprachforschung.

Einen bedeutsamen Beitrag zu diesem seit HÖFLERS Arbeiten wieder im Vordergrund stehenden Problem verdanken wir dem bekannten Leningrader Germanisten V. M. SCHIRMUNSKI[9]. Auch er geht davon aus, daß „die Frage nach dem Verhältnis innerer gesetzmäßiger Entwicklung und äußerer Einwirkung auf eine dialektische Weise behandelt werden muß. Sehr oft steht der äußere Einfluß außer Frage, doch seine Wirkung wurde erst durch das Vorhandensein von ähnlichen inneren Entwicklungstendenzen ermöglicht. Das Beispiel einer Nachbar-Mundart ist in einem solchen Falle lediglich ein Anstoß für die spontane 'Entfaltung' potentieller Möglichkeiten, die schon in der Artikulation oder in dem grammatischen Bau der betreffenden Mundart gegeben waren." An zwei Beispielen aus dem Bereich der mundartlichen Formenlehre, der Pluralbildung bei Hauptwörtern und dem Rückumlaut bei Verben, weist SCHIRMUNSKI nach, wie allgemeine gesetzmäßige Entwicklungstendenzen „zugleich durch Wechselwirkungen mit dem gesamten phonetischen und grammatischen System der betreffenden Mundart auf verschiedene Weise individuell modifiziert werden." Im Oberdeutschen haben die analogisch umgelauteten Mehrzahlformen (*die Täg, Ärm, Hälm, Hünd* usw.) deshalb besonders stark gewuchert, weil die alte Pluralbildung durch den Schwund des *-e* ziemlich früh gefährdet war, während im Ostmitteldeutschen und Niederdeutschen, wo diese Gefahr geringer war, nur relativ wenige umgelautete Plurale bei Maskulina vorkommen. Entsprechendes gilt von der Pluralbildung der Neutra auf *-er* (z. B. elsäss. *Hamder* 'Hemden', *Spēler* 'Spiele' usf.). Ferner stellt der russische Gelehrte einen Zusammenhang zwischen der Bewahrung der einfachen Vergangenheitsform und dem Rückumlaut fest derart, daß diejenigen hd. Mundarten, in

[8] RUDOLF SCHÜTZEICHEL, *Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache. Studien zur Sprachgeschichte am Mittelrhein*, Rheinisches Archiv 54, Bonn (Röhrscheid) 1960, 141 S.

[9] VIKTOR M. SCHIRMUNSKI, *Zur vergleichenden Formenlehre der deutschen Mundarten (Gesetzmäßigkeiten der Formenentwicklung)*, Beiträge ... [vgl. Anm. 3], 297—311.

denen das einfache Präteritum fehlte und das Partizip mit seinem Rückumlautvokal dadurch isoliert wurde (*rennen : gerannt*), dieser beseitigt wurde, während solche hd. Mundarten, in denen das einfache Präteritum erhalten blieb, auch den Rückumlaut bewahrt haben. Von den nd. Mundarten kennt vor allem das Westfälische noch diesen alten Vokalwechsel. Das Nordniederdeutsche hat ihn sogar bei den Stämmen auf *-nn* und *-nd* (*brennen, wenden*) aufgegeben, weil dort in diesem Falle, wie SCHIRMUNSKI erkannt hat, die Unterstützung durch die starken Verben mit dem Präteritum auf *a* + *nn|nd* fehlte, da diese hier den Pluralvokal *u|ü* verallgemeinert haben (z. B. *ik binn : bünn* 'binde : band').

Über den in nord-westgermanischen Sprachen begegnenden Konsonantenwechsel *f|ch* und *v|g* (wozu man als Sonderfall auch den oben erwähnten Wandel *ft* > *cht* rechnen kann), hat O. LEYS[10] an Hand einer interessanten Belegsammlung vor allem aus niederländischen Personen- und Ortsnamen, z. B. *Verschaeve| Verschaeghe* (zu fries. *skage* 'Landvorsprung', an. *skógr* 'Wald'), aber auch aus dem appellativischen Wortschatz niederländischer Mundarten, wie westfläm. *genoef* 'genug', *teuvel* 'Zügel', ausführlich gehandelt. Auch das Westfälische, vor allem aber das Brandenburgische kennt ähnliche Erscheinungen, letztere sind aber wohl, wie TEUCHERT annimmt, durch die Sprache der niederländischen Siedler stark gestützt worden, so daß es sich bei dem Wechsel *g|v* bzw. *ch|f*, der in beiden Richtungen erfolgen konnte, im wesentlichen doch um eine westliche Erscheinung handelt. Im Gegensatz zu TEUCHERT, der mit dem Zwischenstadium eines vokalisierten Reibelauts, darauf Hiatfüllung durch eine neue Konsonantenbildung rechnete, lehnt LEYS mit DIETH eine solche Zwischenstufe ab, läßt also z. B. mnd. *dwerch* 'Zwerg' direkt in *dwarf* (Br. Wb.) und *swevel* in ostnl. *swegel* 'Schwefel' übergehen. Da dieser Konsonantenwechsel nicht so sporadisch ist, wie man früher annahm, fordert LEYS mit Recht seine stärkere Berücksichtigung bei etymologischen Erklärungen. So konnte sich m. E. westfläm. *lavuit* 'Auslachen' < **lachuit* deswegen mit *schavuit* 'närrische Vorspiegelung' kreuzen, weil silbenauslautendes *-ch* und *-f* im Westflämischen praktisch zusammengefallen waren.

D. HOFMANN kam zu aufschlußreichen Erkenntnissen über die Betonungsverhältnisse im älteren Westgermanischen auf Grund einer von ihm entdeckten merkwürdigen Akzentverschiebung in der seit dem 18. Jh. verklungenen friesischen Mundart des Landes Wursten (zwischen Wesermünde und Cuxhaven)[11]. In zwei Wörterverzeichnissen von 1688 und etwa 1720 finden sich Formen wie *snuh* 'Sohn', *smuhr* 'Sommer', *kma* 'kommen' usw., die sich aus altfries. *sunu, sumur, koma* entwickelt haben, indem der Akzent sich auf die Endsilbe verschob und der Stammsilbenvokal infolgedessen geschwächt wurde oder ganz schwand. HOFMANN hat nicht nur die Gesetzmäßigkeit dieser Entwicklung erkannt, sondern sie auch in die friesische Sprachgeschichte eingeordnet: Schon im Rüstringer Weserfriesisch des 13. Jhs. sind *i, o* und *u* in unbetonten Endsilben nur dann erhalten, wenn sie unmittelbar nach kurzer, offener Stammsilbe stehen (*biri* 'Heer', *bodo* 'Gebote', *sunu* 'Sohn'). Dieselben Verhältnisse setzen die wangeroogischen und wursterfriesischen Dialekte voraus. In beiden Mundartgruppen wurden diese Auslautvokale gedehnt und im Wurster Friesisch außerdem der Hauptton auf diese Vokale ver-

[10] O. LEYS, *De wisseling v|g, f|ch in het Nederlands en de verwante talen*, Mededelingen van de Vereniging voor Naamkunde te Leuven en de Commissie voor Naamkunde te Amsterdam 36, 1960, 125—50.

[11] DIETRICH HOFMANN, *Snuh 'Sohn'. — Akzentverschiebung und Stammsilbenreduktion im Wurster Friesisch*, Zeitschrift für deutsches Altertum 90, 1961, 303—22.

schoben, die dort ihre alte Qualität bewahrt haben: *fola* > *folā* > *flā* 'Fohlen'. HOFMANN folgert daraus mit Recht, daß das Wurster Friesische überraschend lange eine ziemlich gleichmäßige Verteilung des Drucks, eine schwebende Betonung, bewahrt hatte. Gewisse schwedische und norwegische Mundarten zeigen eine ganz entsprechende Schallfülle-Verstärkung des Endsilbenvokals, so daß wir in der gleichmäßigen Druckverteilung wohl in der Tat einen sehr alten Zug des Germanischen sehen müssen.

Zu einem andern Problem aus der Geschichte des niederdeutschen Konsonantismus, dem Wechsel harter und weicher Verschlußlaute, stellte H. WESCHE[12] eine vielfältige Materialsammlung, zumeist aus ostniedersächsischen Orts- und Flurnamen, zur Verfügung. Es handelt sich um sehr verschiedenartige Fälle: bei einigen Lehnwörtern, wie *Budding* und *Borro* 'Porree' halten die Mundarten den älteren Anlaut der norddeutschen Umgangssprache fest, andere haben anlautendes *p-* in vortoniger Stellung erweicht (*Bestór* 'Pastor', *Bekén* ('Piqué-Stoff'), in einigen Zusammensetzungen wie *Passenpool* < *Bassenpohl* oder *Pütepage* < *Bütepage* beobachtet man Assimilation der beiden Silbenanlaute, bei *gnarren* 'knarren' den in allen germanischen Sprachen begegnenden Anlautswechsel *gn-/kn-*. Andere Namensformen verraten Streben nach hochdeutscher Sprachform, hyperhochdeutsche Schreibungen infolge orthographischer Unsicherheit, Einfluß der Volksetymologie, Ungeübtheit oder Verständnislosigkeit der Schreiber. In vielen Fällen wechseln *t/d*, *p/b* und seltener auch *g/k* bei Längung (Gemination) und vor *l*, *r* (Liquiden) miteinander, d. h. also die Opposition stimmlos/stimmhaft war in diesen Stellungen sehr geschwächt oder gar neutralisiert. In andern Namensformen sind satzphonetisch bedingte Anlautvarianten (Sandhiformen) zu vermuten. Es ist deshalb nicht leicht, aus der Fülle des Materials die echten konsonantischen Verstärkungs- und Schwächungsvorgänge zu erkennen.

Einen förderlichen Beitrag zur Geschichte des palatalen *k* verdanken wir P. SEIDENSTICKER[13]. Das Niederdeutsche hat im Mittelalter zwei wendische Bezeichnungen des Holunders bzw. Wasserholunders oder Schneeballenstrauchs entlehnt: *kalina* und *čećaty*. Ersteres muß nach Ausweis des ostmd. *Kaline*, *Kalinke*, *Kalk-*, *Kolkbeere* und des aus nd. *Kalken*, *Keilken* entlehnten dän. *kvalkved*, schwed. ma. *kvalkebär*, *kalkebär*, *kålkon*, *kalbärsträd* früher weit nach Norden gereicht haben, während das aus dem zweiten entstandene ostmd. *Schētschken* usw. sich nur in einem verhältnismäßig schmalen Streifen an der niederdeutschen Südgrenze zwischen Calbe—Magdeburg und Hann.-Münden—Karlshafen als *Keitsch(k)e(n)*, *Keiseken*, *Kisseken* festsetzen konnte. SEIDENSTICKER macht wahrscheinlich, daß der *k*-Anlaut der nd. Formen im Zusammenhang mit der Wiederersetzung des assibilierten palatalen *k* durch den Verschlußlaut um 1300 (z. B. *bitze* > *bike*, *beke* 'Bach') entstanden ist, indem der sorbische Pflanzenname wie ein Erbwort behandelt wurde. Die westlich des Harzes vorherrschende Form *Kisseken* wäre entstanden aus *Kiseken*, dessen *ī* sich durch Einfluß des palatalen Anlauts aus *ē* entwickelt hätte. Ob allerdings auch das um Göttingen übliche *Kimm(lamm)* < *Kibbe* 'weibl. Lamm' aus dem gleichbedeutenden *Zibbe* rückgebildet ist und dies aus wendisch *šiba*, *šiba* 'Schmeichelname des (Mutter)schafs', *šibka*, *šibka* 'Lämmchen' entlehnt ist,

[12] HEINRICH WESCHE, *Schwächung und Schärfung der Verschlußlaute, besonders in niederdeutschen Orts- und Flurnamen*, Beiträge ... [vgl. Anm. 3], 271—95.

[13] PETER SEIDENSTICKER, *Absorptionserscheinungen an niederdeutschen Lehnwörtern aus dem Slawischen im Bereich des palatalen k (Kisseken 'Sambucus nigra L.' und seine Sippe*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 70—84.

wie SEIDENSTICKER meint, ist sehr fraglich. Es liegt m. E. näher, *Zibbe* mit TEUCHERT (DWb. 15,874) als mitteldeutsche Entsprechung des nd. *Tewe*, nl. *teef*, ae. *tife* 'weibl. Hund' zu deuten, die wie das hd. *Ziege* ins Nd. übernommen worden ist. Das zwischen Halle und Dessau übliche *Schibbel* 'weibl. Lamm' scheint wegen des *-l* eher zu sächs.-thür. *Schilbe* 'weibl. Schaf' und damit zum gleichbedeutenden deutschen *Kilber* zu gehören (DWb. 5,703) als zum wendischen *šiba*, das aus dem Lockruf *šib šib* entstanden ist (E. MUCKE, *Wörterbuch der niederwendischen Sprache* 2, Prag 1928, 716), der in den deutschen Mundarten der Prov. Sachsen als Lockruf für Hühner vorkommt (KIESER 30: *schipp*, *schipp*) und auch im mundartlichen dän. *kip(pe)*, schwed. *kibb* als Lockruf und Schmeichelname für ein Kalb wiederkehrt. Da das wendische Wort in den andern slavischen Sprachen hingegen keine Entsprechungen hat, könnte man eher an Übernahme des deutschen Wortes ins Sorbische denken.

Die Vokale der Mundart von Kirchwerder bei Hamburg wurden von dem bekannten Hamburger Phonetiker O. VON ESSEN[14] phonetisch und phonologisch untersucht. Interessant ist seine Feststellung, daß die relative Dauer der Lautvokale von dem folgenden Konsonanten abhängig ist: vor stimmhaften Verschlußlauten ist sie größer als vor stimmlosen Verschluß- oder Reibelauten. Während dieser Quantitätsunterschied phonologisch keine Bedeutung hat, ist die durch Apokope des Endsilbenvokals entstandene Überlänge phonologisch relevant. Es gibt also in diesen Mundarten drei Quantitätsgrade. VON ESSEN erklärt die Überdehnung des Stammvokals phonologisch. Er geht davon aus, „daß sich die Tonhöhenbewegung überall dort, wo sie für das Verständnis des Gesprochenen etwas zu bedeuten hat, mit ziemlicher Hartnäckigkeit behauptet, auch dann, wenn der ursprüngliche Träger der Tonhöhe längst geschwunden ist... Wenn nun schon die artikulatorische Gestaltung [der Silbe] aufgegeben wird, so muß wenigstens ihre stimmliche Gestaltung erhalten bleiben, und die wird eben von dem vorhergehenden Sonorlaut mit übernommen, wenn diesem dazu Zeit gelassen wird." Andere wichtige Züge dieser Mundart sind die Vokalisierung des *l* nach Vokalen, vor Konsonanten und am Silbenende sowie der weiche Vokaleinsatz. Der Kehlverschluß kommt dort nur zwischen Tenuis und Nasal in Endungen vor (*rit'n* 'reißen', *soik'n* 'suchen'). Die Mundart von Kirchwerder besitzt folgende Vokalphoneme *a; e, ö, o; i, ü, u*. Als Kürzen sind sie offen, als Längen geschlossen. An Diphthongphonemen begegnen *ai, au, ëi, oi, ëu*.

Eine kleine Ergänzung zu TEUCHERTS bedeutsamen *Beiträgen zur Geschichte der mecklenburgischen Mundart* (Nd. Jahrbuch 82, 1959, 207—36) veröffentlichte P. BECKMANN[15]. Er weist nach, daß die konservative monophthongische Aussprache der *ê-* und *ô-*Laute in Rostock nur ganz wenig über das alte Weichbild der Stadt hinausreichte. Wichtig sind seine frühesten urkundlichen Diphthong-Belege von 1582, wodurch wir den Lautwandel hundert Jahre früher als bisher nachweisen können.

EVA-SOPHIE DAHL, die sich vor einigen Jahren schon durch Arbeiten über Rostocker Straßennamen, über Niederdeutsches in der hd. Rostocker Umgangssprache und Johann Lauremberg bekannt gemacht hat, veröffentlichte 1960 ihre

[14] OTTO VON ESSEN, *Die Vokale der niederdeutschen Mundart von Kirchwerder*, Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft 11, Berlin (Akademie-Verlag) 1958 [tatsächlich 1959/60], 105—18.

[15] PAUL BECKMANN, *Monophthonge und Zwielaute in und um Rostock*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 127—30.

treffliche Dissertation über den Übergang von der mittelniederdeutschen zur neuhochdeutschen Schriftsprache in Rostock[16]. Nach gründlichen Vorarbeiten über Herkunft, Lebens- und Bildungsgang der Syndici und Kanzlisten untersucht sie die Sprachhaltung dieser Männer und den Sprachübergang in den einzelnen Kanzleizweigen. Es zeigt sich deutlich, daß die Herkunft des Kanzleipersonals eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt: am Anfang des 16. Jhs. ordnen sich auch Beamte hochdeutscher Muttersprache widerspruchslos in die mnd. Kanzleitradition ein, während gegen Ende des Jhs. auch einheimische Rostocker Schreiber bewußt den Übergang zur modernen hd. Sprachform vollziehen. So ist z. B. fesselnd dargestellt, wie zwei Sekretäre, die seit 1580 zwei Jahrzehnte nebeneinander wirkten, sich entgegengesetzt verhalten: der ältere Neubrandenburger hält bewußt am Niederdeutschen fest, während der jüngere Rostocker ebenso konsequent das Hochdeutsche bevorzugt. Für den bedeutsamsten Teil des Buches halte ich die Erörterung der Ursachen für die Wirksamkeit der hd. Einflüsse. Die Sprachhaltung der Kanzlisten ist wesentlich bestimmt durch die Universitäten. Die Rostocker Universität ging auffällig früh, schon um 1550, zum Hochdeutschen über, ein Zeichen dafür, wie stark die mächtigen kulturellen Strömungen des hd. Gebiets, die Sprache Luthers und der von Wittenberg ausstrahlende kirchliche Humanismus, denen der mnd. Raum kein kulturelles Gegengewicht mehr bot, die Oberschicht Niederdeutschlands beeinflußten. „Lübeck, das im 14. und 15. Jh. auch kulturell der Mittelpunkt Norddeutschlands gewesen war, trat zurück; der neue Mittelpunkt hieß Wittenberg." Die ratsfähigen Kreise, zu denen alte hansische Kaufmannsfamilien gehörten, hielten zunächst konservativ am Nd. fest. Als aber kaufmännische Zweckmäßigkeit, die eine aktive Kenntnis des Hd. gebot, sich mit dem neuen Bildungsbewußtsein der führenden Schichten verband, gingen auch sie zum Hd. über. In der städtischen Kanzlei vollzog sich dieser Übergang etwa 1558—98, also im selben Zeitraum wie bei den andern hansischen Seestädten Lübeck, Hamburg, Bremen, und zwar liegt der entscheidende Einschnitt im äußeren Kanzleiverkehr 1562/63, im inneren Kanzleibetrieb 1571/73, bei den Hausbüchern erst 1598. Das Rostocker Bürgertum ging etwa 1590—1625 zur hd. Schriftsprache über, deren ostmitteldeutsche Grundlage die Verfasserin überzeugend herausarbeitet.

Eine willkommene Zusammenfassung der Hauptergebnisse seines großen Buches über *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*, Neumünster 1944, veröffentlichte H. TEUCHERT in einer südniederländischen (flämischen) Zeitschrift[17]. Mit Bewunderung liest man am Schluß des Aufsatzes, daß der Verfasser gegenwärtig an einer ausführlichen Darstellung der Mundarten in Mittel- und Süd-Brandenburg arbeitet.

Über die Wanderung niederdeutschen Wortguts aus dem Brandenburgischen in die deutschen Mundarten nördlich der Provinz Schlesien handelt W. MITZKA[18],

[16] EVA-SOPHIE DAHL, *Das Eindringen des Neuhochdeutschen in die Rostocker Ratskanzlei*, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 22, Berlin (Akademie-Verlag) 1960, XVI, 241 S.

[17] HERMANN TEUCHERT, *Nederlands in Brandenburg*, Wetenschappelijke Tijdingen, Orgaan van de Vereeniging voor Wetenschap, Jg. 21, Nr. 1, Januar 1961, Sp. 6—12.

[18] WALTHER MITZKA, *Niederdeutsch-schlesische Siedel- und Sprachgemeinschaft*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 33—39.

dem wir zahlreiche Arbeiten zur ostdeutschen Mundartkunde verdanken. An Hand ausgewählter Beispiele aus dem von ihm geschaffenen *Deutschen Wortatlas* weist er nach, daß sich in der Warthelandschaft lexikalische Vorbrüche aus Schlesien (z. B. *Breme* 'Viehbremse', *federn* 'sich beeilen' und *Ziegenbein* 'Kornblume') und solche aus dem brandenburgisch-ostpommerschen Raum (*Löne* 'Ahorn', *Schabe* 'Motte', *anken* 'veredeln', *trecken* 'ziehen', *Miere* 'Ameise', *Pede* 'Quecke', *Moll* 'Maulwurf', *Wratzke* 'Warze') treffen. Die Form *anken* dürfe übrigens nicht durch Gutturalisierung aus *enten* entstanden sein, wie MITZKA nach TEUCHERT annimmt, sondern ist eher eine sekundäre Verbalisierung des weitverbreiteten ostnd. Diminutivs *Enke* 'Pfropfreis, Ableger, Setzling', das aus **Entke* assimiliert wurde.

Eigene Beobachtungen über die westfälisch-hessische Mundartgrenze in Wittgenstein verdanken wir D. MÖHN[19]. Interessant ist vor allem die Mitteilung, daß die *ik/ich*-Linie mitten durch die drei im 18. Jh. gegründeten Höhendörfer Neuastenberg, Langewiese und Mollseifen hindurchgeht und somit beweist, daß die Nachkommen der damals als Siedler herbeigeholten sauerländischen Katholiken und hessischen Protestanten zäh an der angestammten Mundart festhalten. Im übrigen aber lenkt MÖHN die Aufmerksamkeit gerade auf vokalische Zusammenhänge über die Lautverschiebungsgrenze hinweg. Seine Beispiele geben jedoch wegen des fehlenden Bezuges auf das jeweilige Vokalsystem der Mundarten kein klares Bild. So erfährt man z. B. nicht, ob die Diphthongstufe *ou*, die als „Übergang" sowohl von westf. *Hũs* und hess. *Haus* als auch von westf. *graut* und hess. *grũß* vorkommt, in denselben Dörfern begegnet, was ja eine radikale Aufhebung alter lautgeschichtlicher Unterschiede bedeuten würde, oder ob es sich in verschiedenen Dörfern um einen andersartigen Gebrauch desselben Phonems handelt, eine „Inzidenz" also, wie der von W. G. MOULTON[20] in die Forschung eingeführte Fachausdruck lautet.

Während die Junggrammatiker bei ihrer Formulierung von Lautgesetzen meist die historische Entwicklung der einzelnen Laute isoliert, also nicht als Glieder eines Systems, betrachteten und die alte Dialektgeographie sich im wesentlichen auf die Ausbreitung oder Verdrängung einzelner Wörter konzentrierte, stehen bei der neuen phonologischen Forschungsrichtung die Struktur des gesamten Lautsystems und seine Wandlungen im Mittelpunkt des Interesses. Lautliche Veränderungen sind unter diesem Blickwinkel eigentlich nur von Belang, wenn sie eine Umstrukturierung des Lautsystems bewirken. Mundarträume wird der Phonologe nicht nach der Realisierung eines einzigen Lautes in einem einzelnen Wort abgrenzen — was dem subjektiven Ermessen einen großen Spielraum ließe —, sondern nach strukturellen Unterschieden im Lautsystem der Mundarten. Aus solchen Erwägungen hat der Groninger Dialektgeograph K. HEEROMA[21] einen interessanten

[19] DIETER MÖHN, *Mitteldeutsch-niederdeutsche Sprach- und Kulturzusammenhänge in Wittgenstein*, Hessische Blätter für Volkskunde 51/52, Gießen 1960, (Textteil), 136—46 [= Festschrift für Bernhard Martin].

[20] WILLIAM G. MOULTON, *The short vowel systems of Northern Switzerland*, Word 16, 1960, 155ff.

[21] K. HEEROMA, *De Oostnederlandse langevocalensystemen*, in: K. HEEROMA en K. FOKKEMA, *Struktuurgeografie*, Bijdragen en Mededelingen der Dialectencommissie van de Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, XXIII, Amsterdam (Noord-Hollandsche Uitgevers Maatschappij) 1961, S. 1—15.

Entwurf einer strukturgeographischen Karte der ostniederländischen Mundarten veröffentlicht. Im Gegensatz zu einer ähnlichen Karte des Unterzeichneten (*Einheit und Vielfalt der niederdeutschen Mundarten*, Münster 1960, S. 9), die auf den strukturellen Unterschieden der Langvokale mittleren Öffnungsgrades, also den *ē*- und *ō*-Lauten, beruht, legt HEEROMA seiner Darstellung die Langvokale des größten und geringsten Öffnungsgrades, also die *ā, ū, ǖ, ī*-Laute, zugrunde. Diese Karte ist auch für die angrenzenden westnd. Mundarten von größtem Interesse, selbst wenn man sie, wie der Chronist, ganz anders interpretiert als ihr Schöpfer.

Der Nimwegener Mundartforscher A. WEIJNEN[22] beschäftigte sich ebenfalls mit dem Problem einer sinnvollen Gliederung der niederländischen Mundarten, indem er die Brauchbarkeit der von H. BÜLD, *Volk und Sprache im nördlichen Westfalen*, Münster 1939, entwickelten Methode prüft, an Hand von Sprachspott und volkstümlicher Charakterisierung benachbarter Mundarten das Dialektbewußtsein der Bevölkerung kartographisch darzustellen. Auf Grund eines großen, von der Mundartkommission der Niederländischen Akademie der Wissenschaften gesammelten Materials versucht er dies Verfahren auf die niederländischen Mundarten anzuwenden. Aber ohne hinreichenden Erfolg; denn bestimmte Spottsätzchen kehren in vielen Orten wieder, beruhen z. T. auf den Dorfnamen und charakterisieren oftmals mehr soziologische als geographische Unterschiede, indem sie sozusagen die größtmögliche Plattheit treffen wollen. Deshalb verspricht sich WEIJNEN mehr Erfolg von seiner 1949 entworfenen Methode, auf einer Karte diejenigen Orte durch Pfeile miteinander zu verbinden, in denen nach dem Urteil der Bevölkerung die gleiche Mundart gesprochen wird. Dann findet man Sprachlandschaften, zwischen denen sich die Grenzen und Grenzgebiete als Blankostreifen abheben.

Daß auch die deutsche Dialektgeographie neben der früher fast ausschließlich berücksichtigten horizontalen Raumgliederung jetzt der vertikalen sozialen Stufung stärkere Beachtung schenkt, zeigt eine bemerkenswerte Studie von P. VON POLENZ[23] über die mundartliche Synonymik für 'voriges Jahr'. Aus dieser Karte des *Deutschen Wortatlas* ergibt sich, daß die alten mundartlichen Bezeichnungen weithin durch die ursprünglich hoch- oder umgangssprachlichen Ausdrücke *voriges/vergangenes/letztes Jahr* überschichtet werden. Im Nordniederdeutschen, Nordwestfälischen und einem Teil des Ostfälischen hat die (aus der ostmd. Literatursprache des 16./17. Jhs. übernommene?) hochdeutsche Wendung *vergangen Jaor* das alte nd.-nl. *verleden Jaor* bzw. *jaar* weitgehend verdrängt, während in Südwestfalen das ebenso alte *to Jaore*, das in md. und ostnd. Reliktgebieten und im Altenglischen (*tō gēare*) Entsprechungen hat, noch ziemlich gut bewahrt ist. Daß die hochsprachliche Formel *voriges Jahr* sich so weit verbreiten konnte, erklärt VON POLENZ einleuchtend aus der etymologischen und lautlichen Verwandtschaft des Wortes *vorig* mit obdt. *fertn/fern* und dem daraus umgedeuteten md. (und hannoverschen) *fern Jahr* > *fer(n)ig(es) Jahr* > *vorig(es) Jahr*. Die Vorgeschichte der eben genannten obdt. Formen dürfte freilich etwas verwickelter sein, als VON POLENZ annimmt; denn mhd. *fert* 'voriges Jahr' ist wohl keine „alte Suffixvariante" des gleichbedeutenden Adverbs *fern*, sondern, wie WILHELM SCHULZE (KZ 42, 92ff) dargelegt hat, nach

[22] A. WEIJNEN, *Het bewustzijn van dialectverschil*, Voordrachten gehouden voor de Gelderse Leergangen te Arnhem, Nr. 5, Groningen (Wolters) 1961, 19 S.

[23] PETER VON POLENZ, *Mundart, Umgangssprache und Hochsprache am Beispiel der mehrschichtigen Wortkarte 'voriges Jahr'*, Hessische Blätter für Volkskunde 51/52, 1960, 224—34.

Ausweis des genau entsprechenden an. *fjorð* aus germ. **ferupi-* entstanden, das im ai. *parút*, gr. *pérysi/péryti* 'im Vorjahre' genaue Entsprechungen hat und aus idg. **per-* 'über - hinaus' und **wet-* 'Jahr' zusammengesetzt ist. Wie so oft, haben in diesem Fall allein das Nordische und Oberdeutsche eine uralte idg. Bildung bewahrt. Um die Synonymenfülle kartographisch bewältigen zu können, hat VON POLENZ sie so auf zwei Wortkarten verteilt, daß eine Karte Bezeichnungen der Mittel- und Oberschicht (Umgangs- und Hochsprache), die andere solche der Unterschicht (Mundart) enthält. Diese Zerlegung bedeutet m. E. aber — jedenfalls für Niederdeutschland — eine unzulässige Verquickung diachronischer und synchronischer Betrachtungsweise, die leicht falsche Vorstellungen wecken kann. Denn die Wendung *vergangen Jaor* kann nur hinsichtlich ihrer ursprünglichen Herkunft „umgangs- und hochsprachlich" genannt werden; nach ihrem heutigen Gebrauch im Nordniederdeutschen hat sie keinen andern sprachsoziologischen Rang als das angeblich „unterschichtige" *verleden Jaor*, das nur in konservativen Gebieten oder Orten erhalten ist. Wo beide Formeln im gleichen Dorf vorkommen, dürfte ihre Verwendung im allgemeinen nicht durch Ober- und Unter-, sondern durch die Altersschicht bedingt sein.

Aufschlußreiche Beobachtungen über die Bedeutung des Gefühlslebens für die sprachliche Entwicklung verdanken wir einer recht ausführlichen Abhandlung des flämischen Forschers K. ROELANDTS[24], die wegen der Kombinierung von Mundart- und Personennamenforschung auch methodisch interessant ist. Er zeigt, wie Rückbildungen aus substantivischen Ableitungen und Flexionsformen oder Neubildungen von Infinitiven nach der 2. 3. Sing. Präs., dem Imperativ oder Präteritum zunächst als fehlerhafte analogische Neubildungen entstehen. „Die falsche Form wird expressive Variante und geht von dort aus in die neutrale Verkehrssprache über, zunächst noch als Variante der primären Form, dann lexikalisiert mit gleicher oder veränderter Bedeutung." Ob indessen auch Analogiebildungen wie dt. *kommen* statt des lautgesetzlichen nl. *komen* und hd. *zählen* statt des regelrecht entwickelten nd. nl. *tellen* ursprünglich „expressive" Varianten gewesen sind, wie ROELANDTS annimmt, scheint mir nicht ausgemacht.

Eine Untersuchung der Anthropologen ILSE SCHWIDETZKY und H. WALTER[25] über den Zusammenhang der Mundartverdrängung im Kreise Wiedenbrück mit anthropologischen Veränderungen hat den exakten Nachweis erbracht, daß der Übergang zur hochdeutschen Umgangssprache mit der „Verdünnung" des ursprünglichen anthropologischen Typus infolge der Umstrukturierung der Bevölkerung durch die Industrialisierung in genauem Zusammenhang steht. Außerdem konnten die beiden Forscher feststellen, daß die vor 40 Jahren von H. WIX, *Studien zur wf. Dialektgeographie im Süden des Teutoburger Waldes*, Marburg 1921, festgestellten Mundartgrenzen zu den Heiratskreisen und -schranken der Bevölkerung im Kreise Wiedenbrück stimmen. Man erkennt also, „wie sehr dialektgeographische Befunde Hinweise auf bevölkerungsbiologische Probleme geben können und wie umgekehrt anthropologische Befunde kulturgeschichtliche Tatsachen in einer neuen Perspektive erscheinen lassen."

[24] K. ROELANDTS, *Regressieve en secundaire woordvorming*, Mededelingen van de Vereniging voor Naamkunde te Leuven en de Commissie voor Naamkunde te Amsterdam 36, 1960, 89—124.

[25] ILSE SCHWIDETZKI und HUBERT WALTER, *Anthropologische Parallelen zu Mundartverbreitung und Dialektgrenzen im Kreis Wiedenbrück*, Westfälische Forschungen 13, 1960, 79—85.

Unsere Kenntnis der niederdeutschen Wortbildung wurde 1960/61 durch zwei eingehende Untersuchungen gefördert. Der in London wirkende ungarische Indogermanist O. SZEMERÉNYI[26] hat eine neue Erklärung der idg. Dekaden und Ordnungszahlen vorgelegt, die wegen der Auseinandersetzung mit H.-FR. ROSENFELDS Theorie (vgl. Nd. Wort 1, 88 Anm. 2) für die niederdeutsche Sprachforschung von besonderem Interesse ist. ROSENFELD sah in den Formen *ahtodoch* und *ahtedeg* '80' der Freckenhorster Heberolle „den Schlüssel zur Erklärung der eigenartigen Bildungsweise der germanischen Zahlen von 70—90 (120)", weil sie nach seiner Meinung zeigen, daß letztere auf dem Typus Ordnungszahl + Zehner beruhen. So entstand z. B. die im Heliand bezeugte Form *antahtoda* '80' aus **hundahtoda* 'achter Zehner' und entsprechend auch die übrigen as. Zehnerzahlen ab '70'. In derselben Weise verstand er nicht nur got. *sibuntehund* als *sibuntē-hund*, d.h. 'siebenter Zehner' usw., indem er das Vorderglied als schwach flektierte Ordinalzahl 'der siebente' interpretierte, sondern entsprechend auch gr. *hebdomē-konta* und lat. *septuaginta* '70'. SZEMERÉNYI, der die schwachen Stellen der Rosenfeldschen Theorie beleuchtet, führt seinerseits die Zehnerzahlen aller idg. Sprachen auf den Typus: unflektierte Kardinalzahl + idg. **kont* (aus älterem **-dekomt*) 'zehn' zurück. Diese neue Theorie kann allerdings auch nicht alle Probleme der altdeutschen und gotischen Dekadenbildung von '70—90' befriedigend erklären. Zweifel bleiben vor allem an der Erklärung des berühmten Einschnitts in der germanischen Dekadenbildung zwischen '60' und '70', der Entstehung des *-t-* in got. *sibun-tehund* '70' usf. und des Vokalismus von got. *-hund* statt der nach dieser Theorie zu erwartenden Form **-hand* (= idg. *-kont*). Sehr beachtenswert ist indessen die von SZEMERÉNYI in Auseinandersetzung mit ROSENFELDS Deutung von got. *sibuntē* (*hund*) entwickelte Theorie über den Ausgang des Nom.Sg. des schwachen Maskulinum im Germanischen: er macht wahrscheinlich, daß die Formen aller germanischer Sprachen nur auf urgerm. *-ōn* (nicht *-ēn*) zurückgehen.

Dem Nordisten und früheren Bearbeiter des Nordfriesischen Wörterbuchs D. HOFMANN verdanken wir nicht nur eine scharfsinnige Erörterung der Mundartunterschiede zwischen dem Insel- und Festlandfriesischen und ihrer Bedeutung für die Herkunft und Einwanderungszeit der Nordfriesen[27], sondern auch eine tiefschürfende Untersuchung über die Entstehung der Diminutiva im Westgermanischen. Aus seiner Analyse der heute fast ausgestorbenen, im 19. Jh. aber noch gut bezeugten Verkleinerungsbildungen der nordfriesischen Mundarten[28] ergibt sich, daß entsprechend dem durch *l*-Suffix gebildeten gotischen dreigeschlechtigen Diminutivsystem (*magula* m. 'Knäblein', *mavilō* f. 'Mägdlein', *barnilo* n. 'Kindlein') auch das Niederdeutsche und Friesische zunächst ein dreigeschlechtiges, mit dem *k*-Suffix gebildetes System besaßen, das das Geschlecht des in der Regel schwach flektierten Grundworts beibehielt. Dies System hat das Inselnordfriesische im Prinzip bis ins 19. Jahrhundert bewahrt, obwohl es sich lautlich stark veränderte: in ursprünglich dreisilbigen nordfriesischen Diminutivformen wurde nämlich die Stammsilbe durch Kürzung langer Konsonanten und Vokale reduziert, so daß stets der Typ kurzer Vokal + kurzer Konsonant entstand. So entwickelte sich

[26] OSWALD SZEMERÉNYI, *Studies in the Indo-European System of Numerals*, Heidelberg (Winter) 1960, XIV, 190 S.

[27] DIETRICH HOFMANN, *Die Sprache der Nordfriesen und ihre alten Wohnsitze*, Philologia Frisica anno 1959, Groningen (Wolters) 1960, 71—78.

[28] DIETRICH HOFMANN, *Die k-Diminutiva im Nordfriesischen und in verwandten Sprachen*, Köln (Böhlau) 1961, 202 S. [= Niederdeutsche Studien Bd. 7]

z. B. **bit-i-ka* m. zu *betj* 'Bißchen', **kribb-i-ke* f. zu *krepk* 'Krippchen' und **swin-i-kīn* zu *swenki* 'Schweinchen'. Die kürzende Wirkung des Diminutivsuffixes zeigt sich auch in der Vokalverschiedenheit von *nāil* 'Nagel' und *neilk* 'Nägelchen', indem die Dehnung des ersten Diphthongteils in der Diminutivform unterblieb. Im Binnendeutschen wurden das *k*- und das *l*-Suffix, die ursprünglich eine mehr expressive als verkleinernde Funktion hatten, früh erweitert durch *-in*, das im Germanischen zunächst substantivierte neutrale Adjektive bildete. An Hand von Personennamen läßt sich zeigen, daß das aus *k* + *in* verschmolzene *-kīn*-Suffix jünger ist als das einfache schwach oder stark flektierte *k*- und *l*-Suffix. Die Namenstypen *Wulfila* und *Alica* begegnen schon seit dem 4. Jahrhundert, die Namen auf *-lin* (*Bezilin*) dagegen seit dem 7. und *kīn*/*-chīn* erst seit dem 9./10. Jahrhundert. „Die Einführung der erweiterten Suffixform *-kin* nach neutralen Grundwörtern im Niederdeutschen und (Nord)friesischen kann man schon als eine erste Folge fränkischen Einflusses betrachten." Während aber im Binnendeutschen ein neutraler Einheitstypus mit *-kīn*/*-lin* entstand (wobei die scharfe dialektgeographische Trennung der *-k*- und *-l*-Bildungen sich erst nach und nach herausbildete), war *-kin* im Niederdeutschen und Nordfriesischen zunächst auf die Diminutiva zu neutralen Grundwörtern beschränkt, so daß das dreigeschlechtige System erhalten blieb. Erst im Laufe einer jahrhundertelangen Entwicklung setzte sich im Niederdeutschen das neutrale Einheitssystem durch, aber die niederdeutschen Mundarten bewahren manche Reste männlicher und vor allem weiblicher *k*-Diminutive, wie z. B. ostfäl. *Haneke* m. 'Hähnchen', *Hoiweke* f. 'Häubchen', nordnd. *Ösch* f. 'Öse'. Nur weil die Verkleinerung von den benachbarten nd. Mundarten in den letzten Jahrhunderten aufgegeben wurde, konnte das neutrale Einheitssystem die nordfriesischen Mundarten nicht mehr tiefgehend beeinflussen, so daß hier das uralte dreigeschlechtige Diminutivsystem bis ins vorige Jahrhundert erhalten blieb. Die bisher mehrfach aus dem modernen dialektgeographischen Kartenbild abgeleitete Hypothese, daß Niederdeutschland von Haus aus verkleinerungslos sei, hat sich somit als Irrtum erwiesen. Wie kräftig das Diminutivum auch im nördlichsten Teil des Westgermanischen, im schleswig-holsteinischen Raum, gelebt hat, zeigen unwiderleglich die vielen Entlehnungen niederdeutscher Diminutiva in die jütische Mundart des Kirchspiels Viöl (Kr. Husum), noch eindrucksvoller aber die etwa 500 mit *k*-Suffix gebildeten Verkleinerungs-und Koseformen (wovon etwa 30 aus dem Niederländischen entlehnt sind) und die ebenso zahlreichen westfriesischen und niederdeutschen *k*-Verben, die HOFMANN dankenswerterweise in einem umfänglichen Anhangsteil zusammengestellt hat.

Als Vorarbeit zu einer größeren Untersuchung über mittelniederdeutsche Suffixabstrakta bespricht T. DAHLBERG[29] die methodischen Schwächen der Darstellung von G. GRUNEWALD, *Die mnd. Abstraktsuffixe*, Lund 1944, und sonstige Fragen, die in der künftigen Arbeit eingehend erörtert werden sollen. Außerdem steuert er eine Liste von 44 bisher lexikographisch nicht erfaßten mnd. Abstrakten bei und erklärt abschließend die Bildung *afhouwelinge* 'abgehauenes Stück Holz' als Kreuzung von *afhouwinge* 'Abgehauenes' + *afhouwelse* 'was abgehauen ist', meint aber, „vielleicht (habe) auch das Suffix *-inc* etc. mitgespielt." Daß allein die letzte Möglichkeit in Betracht kommt, zeigen andere Bildungen dieser Art, wie mnd. *schradelinc* 'Schnitzel, Flocke', westfläm. *ruimeling* 'Häufchen abgehauener Zweige' (DE BO 832; Med. Nk. 37, 132) usw.

[29] TORSTEN DAHLBERG, *Mittelniederdeutsche Suffixabstrakta. Einige Bemerkungen zur Wortbildung und Lexikographie*, Worte und Werte, Bruno Markwardt zum 60. Geburtstag, Berlin (de Gruyter) 1961, 51—59.

Eine Untersuchung der altfriesischen Abstraktsuffixe verdanken wir einer fleißigen Uppsalenser Dissertation des Schweden L.-E. AHLSSON[30]. Sein Buch enthält eine vollständige Sammlung aller altfriesischen Abstrakta, soweit sie mit Sufifxen gebildet sind, die damals noch den Charakter eines Ableitungselements bewahrt hatten. An Hand des reichen Materials wird dann der Übergang der abstrakten in konkrete und kollektive Bedeutung, die Konkurrenz und Chronologie der verschiedenen Suffixe und die Stellung des Altfriesischen innerhalb der germanischen Sprachen hinsichtlich der Abstraktbildung erörtert. Dabei ergibt sich die interessante Feststellung, daß das Friesische einige recht altertümliche Züge bewahrt, vor allem die Produktivität der Verbalabstrakta auf *-ene*, der Bildungen auf *-ma* (*swētma* 'Süßigkeit') und *-ta*, *-tha* (*monda* 'Gemeinschaft'), während es anderseits stark durch das Niederdeutsche und Niederländische beeinflußt ist.

Der Wortschatz erfreut sich als wichtigster Gegenstand der Sprachinhaltsforschung eines ständig wachsenden Interesses. Das spiegelt sich u. a. auch in der Wiederbelebung der sehr verdienstvollen *Zeitschrift für deutsche Wortforschung*, die FRIEDRICH KLUGE 1901—14 herausgegeben hatte und jetzt von dem Münchner Germanisten W. BETZ fortgeführt wird.

Daß die Lexikographie sich künftig die großen technischen Vorteile der elektronischen Datenverarbeitung zunutze machen wird, ist wahrscheinlich. Aus dem Bericht des niederländischen Wörterbuch-Redakteurs F. DE TOLLENAERE[31] über die Ergebnisse des „Kolloquiums über maschinelle Methoden der literarischen Analyse und der Lexikographie", das am 24.-26. November 1960 in Tübingen stattfand, erfährt man, daß Mathematiker und Techniker in Zusammenarbeit mit Lexikographen damit beschäftigt sind, geeignete elektronische Maschinen zu entwickeln. Es ist ein eigenes Informationszentrum dafür in Gallarate (Italien) geschaffen worden, dessen in Besançon herausgegebene Zeitschrift *Cahiers de Lexicologie* über die Probleme und Fortschritte auf diesem Gebiet berichten wird.

Auch die Frage, ob das alphabetische Wörterbuch durch das vielfach als „wissenschaftlicher" betrachtete „ideologische", d. h. nach Begriffen geordnete Wörterbuch ersetzt werden sollte, wird lebhaft diskutiert. F. DE TOLLENAERE[32] bricht eine Lanze für die alphabetische Ordnung, weil sie praktischer und dabei prinzipiell nicht unwissenschaftlicher als die ideologische sei. „Das eine, das alphabetische System, ist sozusagen objektiv willkürlich, das andere, das Begriffssystem, subjektiv willkürlich. Solange man in der beschreibenden Lexikographie auf eine Methode Wert legt, die unbestreitbar bequem und praktisch ist", so schließt er, „kann ich wirklich nicht einsehen, warum die alphabetische Methode für das Museum der Lexikographie reif sein sollte."

Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt A. WEIJNEN, der Leiter des Brabanter und des Limburger Wörterbuch-Archivs in Nimwegen[33]. Aus der Erkenntnis, daß die übliche alphabetische Anordnung des Stoffes mit der Sprachstruktur praktisch nichts zu schaffen hat, also sprachwissenschaftlich ganz unbegründet ist, gibt

[30] LARS-ERIK AHLSSON, *Die altfriesischen Abstraktbildungen*, Uppsala (Almqvist & Wiksell) 1960, XV, 272 S.

[31] In der Zeitschrift Informatie, 1961, Nr. 12.

[32] F. DE TOLLENAERE, *Alfabetische of ideologische lexicografie?* [= Bijdragen tot de Nederlandse Taal- en Letterkunde, uitgegeven vanwege de Maatschappij der Nederlandse Letterkunde, Deel 1] Leiden (Brill) 1960, 44 S.

[33] A. WEIJNEN, *De semantische en syntactische problematiek van het dialectwoordenboek*, Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 78, 1961, 81—95.

er der sog. ideologischen Ordnung, die das Begriffssystem der Bezeichnungen zugrunde legt, den Vorzug. Dadurch wird man nicht nur die Wortkarten sinnvoller einfügen, sondern durch die Behandlung ganzer Wortfelder auch die Bedeutungen genauer beschreiben können; so läßt sich z. B. die Bedeutung des Erntegerätes *Sichte* erst völlig fassen, wenn man es der *Sense* gegenüberstellt. Allein einige scharf begrenzte „geschlossene" Wortklassen, wie es nach der Terminologie der semantischen Strukturalistik (HJELMSLEV) heißt, vor allem Präpositionen, Konjunktionen, Zahlwörter, Interjektionen und Pronomen, sind von der ideologischen Anordnung ausgenommen. Die Ordnung des übrigen Wortschatzes, also der „nichtgeschlossenen Klassen", nach Sach- und Sinngruppen hat auch den praktischen Vorteil, daß die Veröffentlichung schon vor dem Abschluß der gesamten Materialsammlung beginnen kann. Das Brabanter und Limburger Wörterbuch wird z. B. aus je sieben Teilen mit selbständiger Seitenzählung bestehen, von denen die ersten sechs in beliebiger Reihenfolge bearbeitet werden können[34]. Das siebente wird ein alphabetisches Register enthalten. Syntaktische Erscheinungen sollen nach WEIJNEN nur dann im Mundart-Wörterbuch aufgenommen werden, wenn entweder eine bestimmte Verbindbarkeit eines Wortes nur möglich ist, sofern sie mit Bedeutungsisolierung gepaart ist, oder ein Wort niemals ohne ein anderes vorkommt.

Das größte lexikalische Ereignis der Jahre 1960/61 ist die Vollendung des Grimmschen Wörterbuchs, dessen erste Lieferung JACOB GRIMM im Mai 1852 veröffentlicht hatte. Als der Tod dem 78-Jährigen 1863 die Feder aus der Hand nahm, war das große Werk bis zum Worte Frucht gefördert; die meisten Artikel stammten von JACOBS fester Hand, nur beim Buchstaben D spüren wir WILHELMS weichere Feder. KARL WEIGAND in Giessen, ein Landsmann der Brüder, führte den Buchstaben F zuende. Nach seinem Tode bewältigten die Professoren MORITZ HEYNE in Göttingen, RUDOLF HILDEBRAND in Leipzig und MATTHIAS VON LEXER in Würzburg in hingebungsvoller, z. T. jahrzehntelanger Arbeit die Buchstaben H bis P sowie die Anfänge von G und T. Nach ihrem Tode geriet das Werk in mannigfache Schwierigkeiten, die im wesentlichen durch zwei Reformen behoben wurden; 1908 entstand in Göttingen eine Zentralsammelstelle, um den Bearbeitern ausreichenden Belegstoff zur Verfügung zu stellen, 1930 in Berlin die Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuchs, um einer „Vielzahl von Mitarbeitern, die möglichst ihre ganze Kraft dem Wörterbuch widmeten, an einer mit allen Hilfsmitteln ausgestatteten Stelle zusammenzufassen"; denn ARTHUR HÜBNER, der diese zweite tiefgreifende Neuordnung veranlaßte, hatte am eigenen Leibe erfahren, daß der Abschluß des großen nationalen Werkes unabsehbar war, solange man es „nach alter Art auf Mitarbeiter stellte, die sich von ihrem Hauptberuf die Zeit für das Wörterbuch absparen mußten." Nach dieser Reform erschienen die Lieferungen in rascher und regelmäßiger Folge, bis der 2. Weltkrieg die Arbeit fast wieder zum Erliegen brachte. Der Initiative und dem Geschick von THEODOR FRINGS ist es zu danken, „wenn die Mitarbeiter am Deutschen Wörterbuch das große Werk im Sinne seiner Begründer fortführen und, unangefochten von den Wirren der Nachkriegszeit, elf unvollendete Bände abschließen konnten. " Tröstlich auch, daß in dieser Zeit, da die Sprache das letzte einigende Band aller Deutschen geblieben ist, das unschätzbare Deutsche Wörterbuch durch Zusammenarbeit der Berliner Arbeitsstelle unter BERNHARD BECKMANN und der von HANS NEUMANN betreuten

[34] A. WEIJNEN, *Het Brabantse en het Limburgse Dialectenwoordenboek*, Wetenschappelijke Tijdingen 21, 1961, Nr. 4, Sp. 163—166.

Göttinger Stelle unter THEODOR KOCHS vollendet werden konnte. Schon haben in Berlin und Göttingen die Vorarbeiten für die Erneuerung der veralteten frühen Bände begonnen!

Die im Erscheinen begriffenen großen niederdeutschen Mundart-Wörterbücher schreiten mit ihren Lieferungen stetig fort. H. TEUCHERT konnte mit der 27. Lieferung des *Mecklenburgischen Wörterbuchs* (Nd. Wort 1,93, Anm. 17), die einige Kostbarkeiten wie *Jaart* 'Ackermaß', *Jitt* 'Geiß' und *jünt* 'jenseits' sowie mehrere größere Artikel (etwa *Isen, Johanni, Johr, Julklapp*) enthält, den 3. Band abschließen.

Von KÜCKS *Lüneburger Wörterbuch* (Nd. Wort 1, 92, Anm. 14) erschien 1961 die 4. Lieferung des zweiten Bandes (*min - Panz*), wiederum mit zahlreichen interessanten Wörtern, wie *Mull'n* 'Maulwurf', *Nacht-päik'n* 'Nachtkleid' (= nl. *pij*), *Nasch* 'hölzerne Butterdose', *Nörn* 'Sensenangel', *Nörn* 'ererbte Eigentümlichkeit', *Oll'r* 'Kehricht', *ott'n* 'Futter liegen lassen'.

K. SCHEEL brachte 1961 die vierte Lieferung des *Hamburgischen Wörterbuchs* (Nd. Wort 1,93, Anm. 16) (*Bonni* bis *Buck*) heraus, die mit gewohnter Sorgfalt und Umsicht gearbeitet ist und wieder zahlreiche kultur- und sprachgeschichtlich interessante Wörter enthält, darunter die größeren Artikel *Boom, Botter, Broot, Bruut* und *Buck*. Hamburgische Lokalfarbe haben etwa *Börs, Bört, Bott* 'Stück Tau', *brackig* 'salzig', *Bries', Briet* und *Buchtensetter*, wortgeschichtliche Kostbarkeiten sind z. B. *Braakschien* 'Neumond', *brüggen* 'pflastern', *Bruutlacht* 'Hochzeit'. Zahlreiche Volksreime und Strichzeichnungen vermitteln ein lebendiges, anschauliches Bild des hamburgischen Wortschatzes in alter und neuer Zeit.

Die Bearbeiter des *Niedersächsischen Wörterbuchs* stehen vor der Schwierigkeit, den Wortschatz eines großen, mundartlich ungemein verschiedenartigen Gebietes, das von Göttingen bis Bentheim reicht, lexikographisch einfach und sprachgeschichtlich sinnvoll darzubieten. Nachdem in den ersten Lieferungen „experimentiert und das eine und das andere versucht" wurde, glaubt man jetzt eine brauchbare Form gefunden zu haben, die wahrscheinlich beibehalten werden kann. Die Ansetzung der Stichwörter ist gekennzeichnet durch eine radikale Vereinfachung der lautlichen Verschiedenheiten. Historische Qualitätsunterschiede und phonologisch relevante Oppositionen zwischen Langvokalen bleiben bei der Ansetzung der Stichwörter gänzlich unberücksichtigt. Die sprachgeschichtlich bedingten Vokalunterschiede der Typen *Bōk, Bōm* und *bōven* werden alle durch dasselbe *ō* wiedergegeben, obwohl sämtliche Mundarten des Landes Niedersachsen zwei, viele gar alle drei *ō*-Laute auseinanderhalten. Ebenso wenig beachtet ist der phonetische und phonologische Unterschied der beiden historisch verschiedenen *ē*-Laute der Typen *bewēnen* und *bewēgen*, der auch in den meisten Maa. des Wörterbuchgebiets erhalten sein dürfte. Lediglich in Rücksicht auf die hochdeutsche Rechtschreibung werden einige Wörter mit *ä* geschrieben, in der letzten, von G. KESELING bearbeiteten Lieferung[35] z. B. *betämen* wegen des hd. *bezähmen*. Ist aber der etymologische Zusammenhang nicht mehr recht durchsichtig, so tritt wieder *ē* an seine Stelle, etwa in der gleichbedeutenden Abteilung *betēmsen*. Ein Germanist, der sich mit etymologischen, lautgeschichtlichen oder phonologischen Problemen beschäftigt, wird also notgedrungen wieder auf SCHAMBACHS und KÜCKS Wörterbücher zurückgreifen müssen, sobald es auf lautgeschichtliche Vokalunterschiede ankommt. Aber auch für den Bedeutungsforscher bleiben die

[35] *Niedersächsisches Wörterbuch* ... herausgegeben ... durch HEINRICH WESCHE, Neunte Lieferung (II, 2) *Beswiming - biselig*, Bearbeiter GISBERT KESELING. Neumünster (Wachholtz) 1960, Sp. 65—192.

im *Niedersächsischen Wörterbuch* verarbeiteten regionalen Wörterbücher als primäre Quellen unentbehrlich, weil ihre differenzierten Bedeutungsangaben im neuen Wörterbuch teilweise ebenfalls vereinfacht worden sind. So zitiert KESELING z. B. unter dem erwähnten *betämen* 'bändigen, (be)zähmen' aus DOORNKAAT-KOOLMANS Wörterbuch den Beispielsatz *hê kun' sük dat nêt betämen, dat hê dat dê'*, ohne zu bemerken, daß in dieser Quelle als Bedeutung hierzu angegeben wird „beschließen, zum Schluß, bz. Entschluß kommen, sich ein Herz nehmen wozu etc." Diese Bedeutung, die auch schon in STÜRENBURGS *Ostfriesischem Wörterbuch* (1857) und BÖNINGS *Plattdeutschem Wörterbuch für das Oldenburger Land* (1941) gebucht ist, hat KESELING nirgends verzeichnet. Die vereinfachte lexikalische Darbietung des Wortschatzes erstreckt sich auch auf die Gliederung des Stoffes. Homonyme sind vielfach in einem einzigen Artikel zusammengefaßt, etwa *betügen* 'bezeugen', 'mit Segeln versehen', 'jem. mit Kleidung ausstatten' oder *Bewēr*[1] 'unnütze Arbeit' (zu as. *wērran*), 'wirtschaftliche Verhältnisse' (zu mnd. *were*, got. *wasjan*), anderseits werden aber etymologisch identische Wörter getrennt, wenn sie geringe lautliche Unterschiede aufweisen, wie *Bille*[1] 'Gesäßbacke' und *Bill*[1] 'Rundung des Hinterschiffs unten am Spiegel'. Es ist überhaupt ein kennzeichnender Zug dieses Wörterbuches, Ableitungen und lautliche Varianten als eigene Stichwörter anzusetzen. Das Diminutivum *Billeckje* z. B. steht nicht etwa unter *Bille*[1], sondern bildet einen eigenen Artikel. Entsprechend sind *Bis(e)bōm* und *Biselbōm* 'Heubaum' auseinandergezogen, und die Spielformen des gleichbedeutenden *Punterbōm* sollen unter *Puller-, Pummel- Pumpel-* und *Pungelbōm* ebenfalls als besondere Stichwörter erscheinen. Dies Verfahren gibt dem Niedersächsischen Wörterbuch ein volkstümliches Gepräge und erleichtert zweifellos dem Heimatfreund das Auffinden mundartlicher Wörter. Aber auch dem wissenschaftlichen Benutzer, dem diese lexikonartige Anordnung im allgemeinen ferner liegt, wird das neue Wörterbuch, das übrigens reich mit Wortkarten ausgestattet ist, für die genauere Kenntnis des niederdeutschen Wortschatzes zwischen Ems und Elbe unentbehrlich sein.

In unserm Bericht über die lexikographischen Arbeiten im niederdeutschen Bereich sei auch auf das *Mittelniederdeutsche Handwörterbuch* hingewiesen, das in den zwanziger Jahren von A. LASCH und C. BORCHLING begonnen und jetzt unter der Leitung von G. CORDES fortgeführt wird. Nachdem der erste Band 1956 abgeschlossen werden konnte, wird jetzt an den beiden restlichen Bänden zugleich gearbeitet. Während unserer Berichtszeit 1960/61 erschien je eine Lieferung zum zweiten Band, bearbeitet von G. CORDES, und zum dritten, bearbeitet von A. HÜBNER[36]. Der Fortschritt gegenüber dem älteren Werk von LÜBBEN und WALTHER ist quantitativ und qualitativ bedeutend. Zum großen Kummer aller Germanisten konnten LASCH und BORCHLING sich seinerzeit aus finanziellen Gründen nicht entschließen, aus den reichen Hamburger Sammlungen ein neues mittelniederdeutsches Belegwörterbuch zu veröffentlichen. Die jetzigen Bearbeiter versuchen dankenswerterweise den berechtigten Wünschen der Philologen, soweit es in einem „Handwörterbuch" möglich ist, Rechnung zu tragen, indem sie bei selten belegten Wörtern die Fundstelle angeben.

Daß die mittelniederdeutschen Verbalabstrakta für die Wortbildung unserer

[36] *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, begründet von A. LASCH und C. BORCHLING, herausgegeben von GERHARD CORDES. Band II, 13. Lieferung: *hēgerdinc* bis *hummelenhōnich*, bearbeitet von GERHARD CORDES, Neumünster (Wachholtz) 1960; Band III, 14. Lieferung: *schotangel* bis *slân*, bearbeitet von ANNEMARIE HÜBNER, ebd. 1961.

skandinavischen Nachbarn von Bedeutung waren, zeigt B. LOMANS hervorragende Stockholmer Dissertation über die wichtigsten altschwedischen Verbalsubstantive[37]. Er stellt dar, wie der ursprüngliche Zustand sich durch das Zusammenspiel semantischer und morphologischer Wortbildungsprinzipien wandelt. Das im Altschwedischen zunächst vorherrschende morphologische Prinzip, nach dem schwache Verben der *ôn*-Klasse Abstrakta auf *-an* < germ. **-ôni* bilden, z. B. *skipan* f. 'Anordnung' zu *skipa* 'ordnen', Verben der übrigen Klassen dagegen solche auf *(n)ing*, wurde mehr und mehr vom semantischen Prinzip durchkreuzt. Infolge der angelsächsischen und altsächsischen Mission übernahm das Altschwedische nordseegerm. Lehnwörter auf *-else*, z. B. ae. *riecels* 'Weihrauch' (wörtl. 'Räucherung') und and. *wigelse* 'Weihe'. Diese zunächst kleine Gruppe altwestgermanischer Abstrakta wurde in der religiösen altschwedischen Sprache sehr produktiv. Sogar in den entlehnten mittelniederdeutschen Abstrakta auf *-nisse* wurde dies Suffix durch *-else* ersetzt, so daß z. B. dem mnd. *vencnisse* ein altschw. *fängilse* entspricht. Später wurden auch von echt schwedischen Verben solche Ableitungen gebildet. Aber schon seit der 2. Hälfte des 15. Jhs. setzten sich immer stärker Abstrakta mit dem Suffix *-(n)ing* durch, das unter dem starken Einfluß der mnd. Bildungen auf *-inge* seine alten morphologischen Schranken durchbrochen hatte und in der Neuzeit dann zum vorherrschenden und allein produktiven Ableitungssuffix geworden ist. „Die wichtigsten Faktoren, die das morphologische Muster zerstörten, waren wahrscheinlich das lückenhafte Paradigma der *an*-Abteilungen [das keine Formen für den Gen. Sing. und den Plural hatte] und der Einfluß des morphologisch nicht beschränkten mnd. Suffixes *-inge* auf das Suffix *-ning*."

Wie stark der lexikalische Einfluß des Mittelniederdeutschen auf die nordischen Sprachen war, zeigt J. DE VRIES' sorgfältige Zusammenstellung[38] der etwa 480 sicheren und 125 unsicheren Wörter, die ins Altwestnordische entlehnt wurden. Überraschend groß ist indessen auch die Zahl von 65 nordischen Wörtern, die umgekehrt ins Mittelniederdeutsche übernommen wurden.

Viele niederdeutsche Lehnwörter leben nur in nordischen Mundarten. Sie bedürften dringend einer Untersuchung. Ein einzelnes behandelt H. GUSTAVSON[39] in einem kleinen Aufsatz über das jetzt abgestorbene gotländische *ating* 'Schmaus bei einer Gemeinschaftsarbeit, bes. Heuernte, Strohdachdecken usw.', das aus mnd. *ātinge* 'Beköstigung' entlehnt ist, wie schon der gotländische Mundartsammler SÄVE im vorigen Jahrhundert vermutete.

Schätzenswerte Beiträge zum vorpommerschen Wortschatz der Insel Rügen, die ERNST MORITZ ARNDT bei der Lektüre von Jacob Grimms Schriften notiert hatte, wurden von K. SCHULTE-KEMMINGHAUSEN[40] aus dem Grimmschen Nachlaß veröffentlicht. Wenngleich ARNDTS Etymologien meist verfehlt sind, behalten die von ihm herangezogenen Mundartwörter ihren Wert als frühe Belege für das Pommersche Platt. Für uns ist es z. B. nur noch ein Kuriosum aus der vorwissen-

[37] BENGT LOMAN, *Fornsvenska verbalsubstantiv på-an, -ning och -else*, Stockholm (Almqvist & Wiksell) 1961, 315 S. [= Stockholm Studies in Scandinavian Philology, New series, 4].

[38] JAN DE VRIES, *Altnordisches etymologisches Wörterbuch*, Leiden (Brill) 1961, Einleitung XXVIII-XXXI.

[39] HERBERT GUSTAVSON, *Gotl. ating — mlty. ātinge*, Folkloristica, festskrift till Dag Strömbäck, Uppsala (Almqvist & Wiksell) 1960, 344—46.

[40] KARL SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, *Kritische Beiträge E. M. Arndts zu Veröffentlichungen J. Grimms*, Bonner Geschichtsblätter 14, 1960, 97—115.

schaftlichen Epoche der Sprachforschung, wenn der 1769 in Schoritz (Rügen) geborene ARNDT zu griech. *boũs* 'Rind' bemerkt: „In meiner Heimat [ist] *Bussingen* das Schmeichelwort, womit man ein geliebtes Kind schmeichelt und streichelt, wie *Mieschen* für die Katze", aber zugleich überliefert er uns damit eines der frühesten Zeugnisse für die bekannten mecklenburgisch-vorpommerschen Kosebildungen auf *-ing*.

Über die Pflanzennamen der Lübecker Gegend, die wir bisher nur aus der knappen Zusammenstellung in C. SCHUMANNS *Wortschatz von Lübeck* (1907) kannten, sind wir jetzt durch eine Spezialsammlung H. TANNERTS[41] gut unterrichtet. Für die Erforschung niederdeutscher, insbesondere schleswig-holsteinischer Pflanzennamen unentbehrlich ist ferner das neue dänische Pflanzennamen-Wörterbuch von J. LANGE, das mit dem Registerband nunmehr abgeschlossen vorliegt[42].

Für die Kenntnis der wortgeographischen Struktur Niederdeutschlands bildet der von W. MITZKA begründete und jetzt von L. E. SCHMITT herausgegebene *Deutsche Wortatlas* ein unschätzbares Forschungsinstrument. Im Jahre 1960 erschien bereits der 10. Band[43], dessen Karten die wortgeographische Verteilung der Bezeichnungen für 'Brombeere, Erdbeere, Himbeere, Preißelbeere, Kätzchen am Haselstrauch, Maiglöckchen und Schneeglöckchen' darstellen. Bei dem Wort 'Beere' kommt die Verbreitung der westfäl. Verkleinerungsform auf *-tt-* (*Brummelte, Elberte, Himmerte*), des westmünsterl.-ndrhein. *-bes(s)e* und des alten fries. Lehnworts *-beje, -bei* (< afrz. *baie*) gut heraus. Der gesamt-nd. Sprachraum zeichnet sich ab in den Typen *Brummelbeere* und *Kroonsbeere*. Wortgeographische Verzahnungen mit benachbarten Sprachen zeigt vor allem die Karte 'Preißelbeere': in Schleswig und Mecklenburg gelten noch weithin Formen, die dem dän. Typus *tyttebær* entsprechen, im Emsland ostnl. *Kröse(lbeere)*, das sich übrigens als Restwort niederländischer Siedler auch im Gebiet des ehemaligen Cistercienserklosters Dobrilugk erhalten hat[44], Vorpommern kennt das schwed. *lingon*, Hinterpommern das kaschubische *brëśnica, brëśnička* bzw. poln. *bruszница*. Die 'Kätzchen'- und 'Maiglöckchen'-Karten sind vor allem wegen der Verbreitung der Verkleinerungsformen (*Kättkes, Lämmerken, Glöckske*) wichtig, letztere auch wegen des reliktharten nordnd. *Lilje* (< *lilium convallium*).

Von den Arbeiten zur niederdeutschen Wortforschung wäre an erster Stelle die große Abhandlung E. ROOTHS über die germanischen Bezeichnungen des 'Eiszapfens' zu nennen[45], in deren Mittelpunkt das Niederdeutsche steht. Im Gegensatz zu den jüngeren Benennungen, die metaphorischer Art sind (*Zapfen, Kegel, Zacke* usw.), besteht die ältere Gruppe, der ROOTHS Hauptinteresse gilt, aus diminuierenden Ableitungen von einem Wort für 'Eis'. Er hält es deshalb für sehr

[41] HEINRICH TANNERT, *Die volkstümlichen Pflanzennamen in der Umgebung Lübecks*, Berichte des Vereins „Natur und Heimat" und des Naturhistorischen Museums zu Lübeck, Lübeck 1961.

[42] JOHAN LANGE, *Ordbog over Danmarks plantenavne*, 3 Bde., Kopenhagen (Munksgaard) 1959—61.

[43] WALTHER MITZKA und LUDWIG ERICH SCHMITT, *Deutscher Wortatlas*, Bd. 10, Gießen (W. Schmitz) 1960.

[44] OTTO KIESER, *'Preiselbeere' im Nordobersächsischen*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 67—72.

[45] ERIK ROOTH, *Zu den Bezeichnungen für 'Eiszapfen' in den germanischen Sprachen*, Kungl. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademiens handlingar, filol.-filosof. serien 8, Stockholm 1961, 164 S. mit Faltkarte.

wahrscheinlich, „daß der Archetyp der germanischen Vorstellung 'Eiszapfen' somit 'Eislein' ist". Während das Altoberdeutsche nur Ableitungen von *Eis* kennt (alemann. *isilla*, bair. *issa*), stehen das Rheinfränkische und das Niederdeutsche (ohne das Sauerländische) in altem wortgeographischen Zusammenhang mit dem Friesischen, Englischen und Nordischen. In diesem großen nördlichen Komplex gilt nämlich seit altersher eine *l*-Abteilung von germ. **jekan*-'Eis(scholle)': **jekula-*/**jekila*/**jekiljōn*. Aus der letzteren entwickelten sich altrheinfränk. (Worms) *ichila* und nordwestfäl. *gikele* (um 1200), westmünsterländ. *iekele* (15. Jh.; *i* = *j*), während Südwestfalen seit alter Zeit den Typus *kakeli* mit dem Ripuarischen und Niederfränkischen teilt. Ein schwieriges lautgeschichtliches Problem ist die Erklärung der seit etwa 1400 im nd. Stammland statt des zu erwartenden lautgesetzlichen *jekele* begegnenden Form (*is*)*jökele*, die ROOTH auf Grund umfangreicher Ermittlungen noch jetzt (weithin umgebildet zu *-bökel*, *-ökel*, *-jocken*, *-docken*, *locken* usw.) im größten Teil des nordniederdeutschen Raums mit Ausläufern ins Mindensche und Braunschweigische nachweisen konnte. Da sich das tonlange *ö* hier nicht lautgesetzlich aus *e* entwickelt haben kann, denkt ROOTH an Beeinflussung oder Entlehnung eines erschließbaren altfries. **jukel*, das von den nd. Küstenmundarten als *jökel* adoptiert wäre und sich dann südwärts ins Binnenland verbreitet hätte. „In Dunkel gehüllt ist und bleibt freilich die Vorgeschichte der von mir angenommenen Anpassung des altfriesischen **jukel* an das nordsächsische Lautsystem", räumt der kritische Verfasser ein, „Wir stehen vor einem schier unlösbaren Problem." Ich möchte deshalb die Frage aufwerfen, ob das nd. *jüekel*, *jökel* nicht durch eine interne altnd. Umformung des etymologisch isolierten Wortes entstanden sein könnte. Da viele 'Eiszapfen'-Wörter zugleich 'penis' bedeuten, scheint ein obszöner volksetymologischer Anschluß an nd. *jöken* 'jucken' möglich, dessen ältere Bedeutung in nd. *jökeln*, *juckeln* 'sich auf und nieder bewegen, wackeln', schweiz. *jucken* 'hüpfen, aufschnellen', norw. *jukka* 'springen, auf und nieder wippen wie beim Reiten, coire' erhalten ist. — ROOTH erörtert in dieser ungemein gründlichen und methodisch großartigen Arbeit noch zahlreiche andere Probleme der nd. Wortgeschichte, die hier nicht einmal angedeutet werden können. Schon allein wegen der Heimatbestimmung der meisten mnd. Vokabularien ist das Buch für die niederdeutsche Wortforschung unentbehrlich.

Der Erforschung niederdeutscher Tiernamen gelten zwei Arbeiten Berliner Forscher. G. ISING veröffentlichte eine gründliche und umsichtige Studie über die Tiernamen in den niederdeutschen Bibelfrühdrucken[46]. An Hand der Synonymik von Vieh, Pferd, Hengst, Rind, Stier, Schwein, Eber, Ziege, Ziegenbock, Ziegenlamm, Widder sowie der Kleintiere Maulwurf, Sperling, Frosch, Eidechse, Käfer und Heuschrecke gibt er nicht nur einen sehr lehrreichen Beitrag zur historischen Wortgeographie, sondern auch zur wortgeographischen Struktur der besprochenen Drucke, insbesondere der von Quentel in Köln um 1478 gedruckten niederrheinischen und westniederdeutschen Bibel sowie der nd. Lübecker und Halberstädter Bibeln von 1494 bzw. 1522. Die Untersuchung ist aber zugleich ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte unseres hochsprachlichen Wortschatzes, besonders hinsichtlich des Einflusses der Lutherbibel. Denn erst vor dem Hintergrund der vorreformatorischen Übersetzungstradition „ist eine Beurteilung von Luthers Wortwahl und damit auch eine genauere Einschätzung seines Einflusses auf den sprachlichen Ausgleichsprozeß seiner Zeit möglich."

[46] GERHARD ISING, *Zu den Tiernamen in den ältesten niederdeutschen Bibeldrucken*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 41—58.

Über die brandenburgischen Bezeichnungen des 'Pirols' handelte Frau A. Bretschneider[47] in erschöpfender Vollständigkeit. Die lautnachahmenden und -deutenden Vogelnamen stehen durchaus im Vordergrund, und zwar bildet Süd- und Südostbrandenburg ein Vorbruchsgebiet des ostmitteldeutschen Bezeichnungstypus *Pirol(t)* (*Biereule, Bierhahn, Bierholer*), während die mittel- und nordbrandenburgischen Landschaften den Typus *Schulte von Bülow* mit andern ost- und nordniederdeutschen Mundarten teilen. Die Verfasserin vermutet, daß letztere Bezeichnung, „die anfänglich wohl einen bestimmten Dorfschulzen aus Bülow gemeint haben und daher in einem der mecklenburgischen Bülow-Orte zuerst geprägt worden sein mag", sich von dort aus nach allen Richtungen verbreitet habe, weil die Lautmalung des Vogelrufs in ihrer Treue kaum zu übertreffen und der Schulze „eine allgemein bekannte volksnahe Persönlichkeit war." Durch „Austausch von *Schulte* auf feudalistischer Basis" entstanden die Varianten *Fürst von Bülow* und *König von Bülow*, „auf volkstümlicher Basis" dagegen *Küster Bülow, Schmidt v. B., Schuster v. B.* usw. Auch der Ortsname wurde mehrfach durch ähnlich klingende brandenburgische (*Milow, Brielow* usf.) ersetzt. Besonders eindringlich ist die klangliche und melodische Eigenart dieses Vogelrufs als Grundlage der volkstümlichen Deutungen untersucht, wobei sich übrigens sehr schön deren Abhängigkeit vom jeweiligen phonetischen System der Mundart zeigt, indem die entrundenden südbrandenburgischen Mundartsprecher darin die Vokale *ī-ō* hören, die übrigen aber *ū-ō*. Denselben Stoff verarbeitete die um das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch verdiente Verfasserin in ersten Proben künftiger Wörterbuchartikel, die trotz der Beschränkung des Materials immer noch ungewöhnlich lang und detailliert erscheinen[48].

Einen aufschlußreichen Beitrag zur alten niederdeutschen Seemannssprache verdanken wir dem Nimwegener Germanisten G. de Smet[49]. Er zeigte, wie sich in dem lateinisch-niederdeutschen Wörterbuch des Rostocker Professors N. Chytraeus (1582) die aus der hochdeutschen Vorlage übersetzten Wörter mit echt niederdeutschen Seemannsausdrücken mischen und letztere in den späteren Auflagen stark vermehrt werden. Von besonderer Bedeutung für die nd. und nl. Wortforschung aber ist seine Entdeckung, daß der berühmte südniederländische Lexikograph C. Kilian fast alle in der 3. Auflage seines *Etymologicum* (1599) als *sax(onice)* gekennzeichneten nautischen Ausdrücke aus einer der späteren Auflagen von Chytraeus Werk übernommen hat.

W. Krogmann stellte an Hand von urkundlichen Belegen fest, daß das mnd. Wort *rīm* 'Reim' im Ostfälischen auch die Sonderbedeutung 'Schauspiel' entwickelt hatte[50].

Der Geschichte des Wortes *Missingsch*, das noch mancherorts ein mit Plattdeutsch vermischtes Hochdeutsch bezeichnet, gilt eine Studie H. Teucherts[51]. Daß es

[47] Anneliese Bretschneider, *Der Pirol im märkischen Volksmund. Ein Beitrag zur volkskundlichen Urschöpfung*, Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 6, Berlin (Akademie-Verlag) 1960, 363—406.

[48] Anneliese Bretschneider, *Erste Probeartikel für das Brandenburg-Berlinische Wörterbuch*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 73—90.

[49] Gilbert de Smet, *Niederdeutsche Seemannssprache im Nomenclator latino-saxonicus*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 59—65.

[50] Willy Krogmann, *Eine ostfälische Sonderbedeutung von mnd. rīm*, Zeitschrift für Mundartforschung 27, 1961, 255—57.

[51] Hermann Teuchert, *Missingsch. Eine sprachliche Untersuchung*, Beiträge ... [vgl. Anm. 3], 245—61.

sich um eine witzige Umformung des Wortes *missensch* 'meißnisch, d. h. hochdeutsch' handelt, hatte C. BORCHLING schon 1916 erkannt. TEUCHERT hat jetzt den ältesten Beleg des Wortes in einem Mecklenburgischen Hochzeitsgedicht von 1724 entdeckt, wo *Mißingsck* einfach 'hochdeutsch' bedeutet. Er macht wahrscheinlich, daß das Wort zuerst in Mecklenburg, das besonders stark dem meißnischen Kultur- und Sprachstrom ausgesetzt war, zur Bezeichnung der Mischsprache unterer Schichten, vor allem der Handwerksgesellen, geworden ist und sich von dort aus verbreitet hat.

G. DE SMET, dem wir schon mehrere Untersuchungen zum kirchlichen Wortschatz verdanken, hat 1961 eine sehr lehrreiche Abhandlung über die Geschichte der Wörter für 'auferstehen, Auferstehung' vorgelegt[52], die auch für das Niederdeutsche wichtig ist. Er zeigt, wie die vielleicht von der gotischen Mission verbreitete gesamtgermanische Bezeichnung *a(r)rīsan* und das entsprechende Substantiv *urrist* im Süddeutschen unbrauchbar wurden, weil das Grundwort *rīsan* 'aufstehen' sich hier zu der Bedeutung 'fallen, stürzen' entwickelt hatte. An ihre Stelle trat ahd. *arstantan*, das im 9./10. Jh. im ganzen Süden der geläufige Ausdruck war. Er wurde als *(upp)astandan* auch in die altsächsische Kirchensprache übernommen und ergab dann die gewöhnliche mnd. Bezeichnung *upstān*. Durch entsprechende Erweiterungen mit dem Präfix *up-/ūf-* entstanden auch das zentralniederländische *opverstaen* (die westlichen, bes. flämischen Gebiete hielten das alte *verrīsen* fest) und der kölnische Typus *up-, ūferstān*, der sich schließlich im Hochdeutschen als *auferstehen* durchsetzen sollte.

GABRIELE SCHIEB, die zusammen mit ihrem Lehrer TH. FRINGS an einer kritischen Ausgabe der Dichtungen Heinrichs von Veldecke arbeitet, stand vor der Aufgabe, die mannigfachen Formen, deren sich die Abschreiber von Veldeckes Eneide für die Bezeichnung von 'zusammen' bedienen, richtig zu beurteilen. In einer trefflichen Untersuchung[53] hat sie sich und uns darüber die erwünschte Klarheit verschafft. Sie zeigt zunächst an Hand des Gotischen, daß das Germanische deutlich zwischen Richtungs- und Ruheadverb unterschied, die durch verschiedene Suffixe gekennzeichnet waren: got. *samaþ* (Richtung) gegenüber *saman* (Ruhe). Die westgermanischen Sprachen hatten die Neigung, die Richtungs- und Ruhevorstellung durch Präpositionen zu verdeutlichen. Zuerst wurde für die Bezeichnung der Richtungsvorstellung eine Fügung mit *zu* gebildet: ahd. *zisamane*, as. *tesamna*, ae. *tosomne*, im Nordseegermanischen außerdem *tegader*, engl. *together*. Damit verlor ahd. *samant*, as. *samad* (= got. *samaþ*) seine alte Richtungsfunktion, so daß es bedeutungsmäßig völlig mit dem Ruheadverb *saman* zusammenfiel und dies, von Süden nach Norden fortschreitend, zurückdrängte. So heißt es etwa bei Notker von St. Gallen ums Jahr 1000: *so sela unde lichamo zesamine choment unde sament wonent*... In der nächsten Entwicklungsphase wurde auch das Ruheadverb durch eine Präposition verdeutlicht, im Nordseegermanischen schon vor dem 9. Jh. durch *at*: as. *atsamna*, ae. *ætsomne*, im Binnendeutschen mit dem 11. Jh. durch *in*: mitteldt. *ensamen*, oberdt. *ensamt*. Schließlich gab man die Unterscheidung von Ruhe- und Richtungsvorstellung überhaupt auf. Auch diese Entwicklung begann im Niederdeutschen und Niederländischen, wo schon seit dem Wiederbeginn der Überlieferung im 13. Jh. für beide Vorstellungen nur *te samen* bzw. *te gader* gilt,

[52] GILBERT DE SMET, *Auferstehen und Auferstehung im Altdeutschen*, Beiträge ... [vgl. Anm. 3], 175—98.

[53] GABRIELE SCHIEB, *Samen, samt, ensamen, ensamt, zesamene, ein Ausschnitt aus dem Bereiche 'zusammen' und seiner Bezeichnungen*, Beiträge ... [s. Anm. 3], 217—34.

während das einheitliche *zusammen* unserer Hochsprache sich erst viel später durchsetzte.

Hans Kuhns Untersuchung über Bedeutungsentwicklung und Etymologie von *scharf*[54] ist für uns von besonderem Interesse, weil die uns geläufige Bedeutung im nordseegermanisch-fränkischen Bereich entstanden ist, sich von dort südwärts verbreitet und so das alte gemeingerm. *hwat-/hwass-* 'scharf', das noch in *wetzen* erhalten ist, allmählich verdrängt hat. Auf Grund der nordischen Bedeutungen erschließt er die Grundbedeutung 'schrumpfen und hart und rauh werden durch Eintrocknen' und stellt *scharf* deshalb zu *Schorf*, dän. ma. *harp* 'Hautriß' und *rümpfen*, statt wie bisher zu lett. *skarbs* 'scharf' usw. Viele andere Verknüpfungen Kuhns gründen sich auf seine Überzeugung, daß die germanischen Sprachen in zahlreichen Formvarianten, die sich unsern Lautgesetzen nicht fügen, vorgermanische Sprachreste erhalten haben, die aus „sehr frühen und auch späteren Mundartmischungen innerhalb und an den Rändern des Indogermanischen und des entstehenden Germanischen" hervorgegangen sind.

Unser Wort *Feld* wurde bisher meist auf idg. **pelə* 'flach ausbreiten, breitklatschen' zurückgeführt. Nachdem T. Johannisson[55] aber gezeigt hat, daß schwed. *urfjäll* 'privater Landbesitz außerhalb des Dorfes, in dessen Feldmark er liegt' zu idg. *(s)phel-* 'spalten, absondern' gehört und ursprünglich 'ausgesondertes Land' bedeutete, ist es wahrscheinlich geworden, daß *Feld* den gleichen Wortstamm enthält, wie schon J. Trier, *Lehm* (Marburg 1951), S. 24 und nach ihm J. de Vries, An. Wb. 137 angenommen haben. *Feld* hätte also ursprünglich 'eingezäuntes Ackerland' bedeutet.

Eine ebenso überraschende wie einleuchtende Etymologie des Zeitworts *nehmen* verdanken wir J. Triers ergologischer Wortforschung[56]. Er zeigt, daß lat. *nemus*, das wir herkömmlicherweise als 'Hain, Wald' zu übersetzen pflegen, ähnlich unserm *Wald* zunächst 'Einzelbusch', dann 'lichter, locker bestockter, grasreicher Busch- und Baumort' bedeutet hat. Die *nemora* spielen „als 'Hudebüsche' auf den Weiden, als Spender des Laubes" in der alten Viehwirtschaft eine bedeutende Rolle. Zu der gleichen idg. Wurzel **nem-* gehört als „Verb der Laubgewinnung" auch germ. *neman*.

Von den Arbeiten über romanische Lehnwörter im Germanischen berührt der sachkundige Aufsatz des Romanisten H. Lüdtke über die verschiedenen Entlehnungen für 'Zwiebel' im Niederländischen[57] auch Niederdeutschland, insofern die östlichen Niederlande einschließlich Friesland mit der Bezeichnung *sīpel* (< lat. *cēpulla*) eine wortgeographische Einheit mit dem Niederdeutschen bilden und sich dadurch scharf vom übrigen nl. Sprachgebiet abheben, wo Nachkömmlinge des dreimal entlehnten lat. *ūniō* oder relikthaftes *look* 'Lauch' in der Bedeutung 'Zwiebel' gelten.

Über die Entlehnung des mundartlichen frz. *mécanique* 'Wagenbremse' in die

[54] Hans Kuhn, *Scharf*, Volk, Sprache, Dichtung. Festgabe für Kurt Wagner, 1960, 107—13.

[55] Ture Johannisson, *Urfjäll*, Septentrionalia et orientalia. Studia Bernhardo Karlgren ... dedicata. Stockholm 1959, S. 230—35.

[56] Jost Trier, *Nemus*, Wirkendes Wort, Sonderheft 3 [= Festschrift Hennig Brinkmann], Düsseldorf (Schwann) 1961, 25—29.

[57] Helmut Lüdtke, *Zu den Bezeichnungen der 'Zwiebel' im niederländischen Sprachgebiet*, Orbis, Bulletin international de Documentation linguistique, tome 9, no. 2, Louvain (Centre international de Dialectologie générale) 1960, 398—403.

westdeutschen Mundarten handelt der Amerikaner R. K. SEYMOUR[58]. Das Lehnwort reicht von der deutschen Schweiz bis nach Südwestfalen (*Hickemick*). Die Kurzform *Mick(e)* ist schwer erklärbar; SEYMOUR hält wie der Unterzeichnete (Nd. Jb. 82, 203) eine Kreuzung mit dem Erbwort *Micke* 'Gabelholz' für möglich.

Den finnischen Germanisten verdanken wir die bedeutendsten Arbeiten über den Einfluß des Französischen auf den deutschen Wortschatz. Die jüngste Veröffentlichung dieser Schule beschäftigt sich mit der euphemistischen Verwendung des Fremdwortes *Privet* im Deutschen. Nachdem ROSENQVIST (1942/43) die Entlehnung und Verbreitung des Wortes bis 1400 verfolgt hatte, untersucht P. KATARA[59] sein Weiterleben vom späten Mittelalter bis in die heutigen Mundarten. Auf Grund eines umfassenden Materials kann er zeigen, daß diese Bezeichnung der 'Toilette' mit Ausnahme der ostmitteldeutschen Mundarten über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet war und mit den Hansekaufleuten sogar nach Skandinavien gewandert ist.

Über Syntax und Stil pflegt selten gearbeitet zu werden. Für den eigentlich nd. Bereich ist im letzten Jahr, soweit ich sehe, nichts erschienen. Wohl aber hat Stil und Syntax der altfriesischen Rechtssprache eine ausgezeichnete Darstellung gefunden durch den feinsinnigen und mit starkem künstlerischen Einfühlungsvermögen begabten Schweizer Germanisten M. SZADROWSKI[60]. Er zeigt mit bemerkenswerter Darstellungskunst, wie sehr die alte mündliche Rechtssprache als Zwecksprache bester Art nach Ausdruck und Eindruck strebt und gerade infolge ihrer Sachtreue und Sinnlichkeit vielfach von künstlerischer Schaubarkeit ist. „Mit bloß logischer und abstrakter Klarheit hat lebendiges Volksrecht nichts zu tun. Wirksame Anschaulichkeit will man, stellt Hauptsachen an Hauptstellen im Satz und Satzgefüge, man wiederholt, man häuft, Unnötiges erspart man, läßt mit starken Einzelzügen den einzelnen Rechtsfall aufleben, sogar mit wörtlicher Rede, man setzt wesenhafte Attribute, nutzt bildhafte Umschreibungen, man ordnet und baut sinnfällig, stärkt und stützt durch Stab und Rhythmus, alles den Ohren und der Sache zu Dienst: der Gesetzsprecher spricht ja."

Namenforschung

Um zu zeigen, daß die Personennamengebung in den niederdeutschen Landschaften keineswegs so gleichartig ist, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, vergleicht H. WESCHE[61] die Ruf- und Familiennamen des altwestfälischen Grönegaues (Kr. Melle) mit dem ostfälischen Papenteich (Kr. Gifhorn). Es zeigt sich, daß die Rufnamen in den katholischen und lutherischen Dörfern des 16./17. Jhs. noch recht einheitlich sind; auf beiden Seiten leben die seit dem Ausgang des Mittelalters so stark vordringenden Heiligennamen fort. Die alttestamentlichen Namen spielen auch unter den lutherischen Bauern nur eine untergeordnete Rolle.

[58] RICHARD K. SEYMOUR, *Reflexes of French mécanique in German Dialects*, Language 36, 1960, 354—59.

[59] PEKKA KATARA, *Die euphemistische Verbreitung des Fremdwortes Privet im Deutschen*, Zeitschrift für Mundartforschung 28, 1961, 154—66.

[60] MANFRED SZADROWSKI, *Stil und Syntax der altfriesischen Rechtssprache*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 81, Tübingen 1959, 131—60; 83, 1961, 80—131.

[61] HEINRICH WESCHE, *Bäuerliche niederdeutsche Ruf- und Familiennamen*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 91—106.

Bei den Familiennamen dagegen beobachtet man einige interessante Unterschiede zwischen den beiden Landschaften: in dem altwestfälischen Gebiet behalten die aus Flurnamen gebildeten Familiennamen die Präpositionen *up, to, von, an, ten* lange bei, was WESCHE aus dem Wohnsitz der westfälischen Kötter außerhalb des alten Dorfes erklärt. „Die Kötner im Papenteich siedelten innerhalb des geschlossenen Dorfes, auch die sog. Brinksitzer später noch; wir haben daher hier diese Namensart kaum." Da aber der gleiche namengeographische Unterschied nach WESCHES Feststellung auch bei den Familiennamen mit Artikel wiederkehrt (im Grönegau z. B. *de Smet, de Rode*), wird man doch wohl andere Erklärungsmöglichkeiten erwägen müssen. Auch die Namen auf *-ing* und die später oft dafür eintretenden auf *-mann* und *-er* begegnen im westfälischen Grönegau ungleich häufiger als im ostfälischen Papenteich.

Wegen der zahlreichen niederdeutschen Ruf- und Familiennamen, die seit dem Mittelalter in den nordischen Ländern, vor allem Dänemark, Heimatrecht erwarben, ist das große Werk über die alten dänischen Personennamen auch für den niederdeutschen Namenforscher von Interesse. Der I. Teil, der die Rufnamen enthält, liegt bereits abgeschlossen vor; mit der 1961 erschienenen 20. Lieferung übersieht man auch den Schatz der altdänischen Familiennamen von A bis einschl. S[62].

Einen Beitrag zur Etymologie des Namens *Kriemhild* verdanken wir K. HEEROMA[63]. Im Gegensatz zu den Versuchen, diese Namensform etymologisch von *Grimhild* zu trennen, plädiert HEEROMA für ihre Identität. Die lautlichen Diskrepanzen erklärt er durch Hinweise 1) auf andere Fälle des Wechsels von *ie* < germ. *ē*[2] und germ. *i*, die sich nach VAN COETSEM, *Das System der starken Verba* (1956) beide aus germ. *ei* entwickeln konnten, 2) auf den Wechsel *kr-/gr-* in andern etymologisch identischen nl.-nd. Wortdubletten. Das Bestimmungswort der beiden Namensformen ginge somit auf germ. **grīm-/*grēm-* 'Maske' zurück. Ob der gleiche Stamm auch in rhein. *Kreme* 'Mutterschwein' steckt, wie HEEROMA vermutet, bleibt allerdings recht unsicher.

Die Genealogie einiger spätmittelalterlicher Ministerialengeschlechter in Geldern (Niederlande) wird von Jkvr. J. M. VAN WINTER untersucht[64]. Sie zeigt, wie mit Hilfe sog. Leitnamen (das sind Rufnamen, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit in den verschiedenen Zweigen und Generationen einer Sippe wiederkehren und daher für die betr. Familie als typisch gelten dürfen) auf Verwandtschaftsbeziehungen zwischen einzelnen Familien geschlossen werden kann. — In ähnlicher Weise geht J. P. J. GEWIN vor, der die Versippung einiger Familien des fränkischen und bayerischen Hochadels im frühen Mittelalter beleuchtet[65]. Er verläßt sich dabei auf die große Genauigkeit, mit der man über Jahrhunderte hinweg bestrebt war, nur solche Rufnamen zu vergeben, die bereits von Bluts- und Anverwandten getragen wurden. Dabei konnten die Namen unverändert oder auch in Form einer Variation (Umstellung von Namensgliedern usw.) weitervererbt werden. Die „festen Regeln"

[62] *Danmarks gamle personnavne, II. Tilnavne*, udgivet af GUNNAR KNUDSEN † MARIUS KRISTENSEN † og RIKARD HORNBY. 20. hæfte, Sp. 919—1110: *Røth-Swn.*

[63] K. HEEROMA, *Grimhild und Kriemhild*, Niederdeutsches Jahrbuch 83, 1960, 17—21.

[64] J. M. VAN WINTER, *Middeleeuwse namen van Gelderse schildbortige geslachten*, Genealogie en naamgeving in de middeleeuwen [= Bijdragen en Mededelingen der Naamkundecommissie van de Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, XIX], Amsterdam 1961, 1—28.

[65] J. P. J. GEWIN, *Vaste regels bij naamgeving in de vroege middeleeuwen*, ebd. S. 29—66.

werden an den Einzelfällen demonstriert, aber nicht genau formuliert. Bei dem Versuch, verschiedene Namen voneinander abzuleiten, bleiben bisweilen elementare Regeln der germanischen Namenwissenschaft unberücksichtigt.

Auf dem Gebiete der Ortsnamenkunde ist zunächst das für die Dokumentation niederländischer und belgischer, weitgehend auch nordfranzösischer und westdeutscher Ortsnamen wichtige Ortsnamenbuch von M. GYSSELING[66] zu nennen, das die bis 1226 belegten Namen nach der alphabetischen Folge der heutigen Namensform oder bei Wüstungen der letztbezeugten Schreibung darbietet. Der Wert des Buches liegt darin, daß GYSSELING 1) alle von ihm verzeichneten Formen mit eigenen Augen gelesen hat, soweit die Urkunden noch erhalten sind, 2) genau zwischen originaler und kopialer Überlieferung unterscheidet, was für die sprachgeschichtliche Beurteilung der Formen naturgemäß von großer Wichtigkeit ist. Diese große Arbeitsleistung des flämischen Gelehrten erfüllt uns mit Bewunderung. Sein neues Ortsnamenbuch bietet uns zuverlässige Namensformen für künftige sprach- und namenkundliche Untersuchungen. GYSSELING konnte die durch das Prinzip der Autopsie bedingte riesige Arbeitsleistung nur dadurch ermöglichen, daß er die Archive des genannten Gebietes aufsuchte und sich alles einschlägige Material vorlegen ließ. Er hat beispielsweise die in Betracht kommenden Urkunden des Staatsarchivs Düsseldorf (wenngleich nicht ganz lückenlos) exzerpiert, aber natürlich nicht alle Archive besucht, in denen alte Urkunden liegen, die etwa den Namen Münster enthalten. Daraus resultiert zwangsläufig der Nachteil, daß er bei weitem nicht alle wichtigen Formen eines Ortsnamens in dem von ihm behandelten westdeutschen Raum erfassen konnte. Eine offenkundige Schwäche wird öfter bei der Identifizierung wenig bekannter Ortsnamen sichtbar. Diese schwierige Aufgabe kann naturgemäß nur von der lokalen oder landesgeschichtlichen Forschung bewältigt werden, die leider nicht systematisch berücksichtigt ist. Die zu vielen Ortsnamen in Kleindruck beigegebenen Etymologien sind stereotyp und wiederholen sich infolge der alphabetischen Anordnung der Namen oft. Zweifellos sind auch viele verfehlt; vor allem vermißt man auch hier hinreichende Kenntnis und Auseinandersetzung mit der namenkundlichen Literatur. GYSSELING sah eben seine eigentliche Aufgabe in der korrekten Darbietung der urkundlich überlieferten Namensformen, nicht etwa in der Namensdeutung. „Der bleibende Wert dieses Wörterbuchs", schreibt er im Vorwort, „liegt wohl in der Materialsammlung. Etymologien, wie wichtig sie auch seien, stürzen leicht zusammen." Auch die knappe Darstellung der wichtigsten Ableitungssuffixe aus „jung-prähistorischer Zeit", die als „Synthese" das Namenbuch abschließt, überrascht durch die kühne Unbefangenheit, mit der er über die bisherigen Forschungsergebnisse hinweggeht. Ein Blick in eine historische Grammatik oder ein etymologisches Wörterbuch hätte ihn z. B. belehrt, daß das Suffix *-ster* in nl. engl. *spinster* 'Spinnerin' nicht mit idg. oder keltisch *-ast* (gleich dem germ. Superlativsuffix *-ist*) oder das nl. Suffix *-egge* etwa in westfläm. *dievegge* 'Diebin' nicht mit *ēja* in *Corbeia* > *Corbie*, *Alzey* usw. zusammenhängen kann; ein Blick in das keltologische Schrifttum hätte ihn wahrscheinlich auch davor bewahrt, den gallischen Stammesnamen *Atrebates* (aus **Ad-trebates* zu altbreton. *treb* 'Wohnung'), frisch-

[66] MAURITS GYSSELING, *Toponymisch woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226)*. Deel I: A - M; II: N - Z met indices door Dom FLORIBERTUS ROMMEL O.S.B. [= Bouwstoffen en Studiën voor de Geschiedenis en de Lexicologie van het Nederlands, VI] [Tongeren] 1960, 1407 S.

weg als Bildung mit *-aba*-Suffix zu analysieren. Mit größerer Sicherheit führt GYSSELING uns durch das schwierige Gebiet der germanisch-romanischen Ortsnamenverflechtungen beiderseits der jetzigen Sprachgrenze, deren Entstehung er nach dem Zeugnis der Ortsnamen auch an anderer Stelle[67] kurz skizziert hat.

In methodischer Hinsicht kann man den temperamentvollen und scharfsinnigen rheinischen Namenforscher H. KAUFMANN als GYSSELINGS Antipoden bezeichnen. Während es diesem vor allem darum geht, zuverlässiges Material für die frühe Sprachgeschichte des altwestfränkisch-niederländischen Raums zu gewinnen[67a], bemüht sich jener um die Deutung der Namen, die nach seiner Überzeugung weder dem „Nur-Germanisten" noch dem „Nur-Historiker", sondern nur einem „ganzheitlich" und „gegenständlich" denkenden Namenkundler möglich ist. Unter diesem Aspekt behandelt KAUFMANN im II. Band seiner *Grundfragen der Namenkunde*[68] solche deutschen und niederländischen Ortsnamen, bei denen das Grundwort oder der Wortausgang als entbehrlich weggelassen ist, so daß sie nur das im Genitiv stehende Bestimmungswort zeigen. Solche „elliptischen" Ortsnamen kannte man bisher als Produkte einer bestimmten Namenmode der Ausbauzeit vor allem aus dem (ost)mitteldeutschen und bairisch-österreichischen Raum, z. B. das oberhessische *Burkhards* aus älterem *Burchardesrode* (1020). Diese Gruppe wird von KAUFMANN lichtvoll behandelt. Im Hauptteil seines Buches aber versucht der Verfasser nachzuweisen, daß es daneben eine bisher noch gänzlich unbekannte „älteste Schicht genetivischer Ortsnamen als typisches Erzeugnis der germanisch-romanischen Mischkultur der Merowinger- und Karolingerzeit" gegeben habe; „in ihr hat die an altdeutsche Rufnamen angehängte lat. Genetivendung *-i* sich auch in rein germanischer Umgebung durchgesetzt. Diese dem 6.—9. Jh. angehörige älteste Schicht haben wir freigelegt", heißt es in der Einleitung. So deutet KAUFMANN z. B. den Ortsnamen Görmar (Kr. Mühlhausen, Thür.), der 932 als *Germari* überliefert ist, als genitivischen Ortsnamen mit der latein. Genitivendung *-i* zum Personennamen *Geremar, Germar*. Aber der Genitiv Plural in der 973 belegten Wendung *in Germarene marcu* 'in der Mark der Einwohner von G.' läßt m. E. erkennen, daß *Germari* damals noch als Insassenname empfunden wurde, was mir nur begreiflich scheint, wenn man *Germari* als *ja*-Ableitung auffaßt, ganz entsprechend wie etwa in *Riudiana marca* 9. Jh. (Gr.-Rhüden b. Goslar) oder altenglisch *regio Eastrgena* 788 'Gebiet der Ostgau-Bewohner', worin *-gena* Gen.Plur. der altengl. Entsprechung von got. *gauja* 'Gaubewohner' ist. Bei andern von KAUFMANN angeführten Namen fragt man sich, ob ihnen überhaupt ein Rufname zugrunde liegt. Der Ortsname Themar (Kr. Hildburghausen, Thür.) heißt in der urkundlichen Überlieferung 776—96 *in Tagameri*, daneben begegnet im Codex Eberhardi (1155/62) *in Tagamares*, so daß KAUFMANNS Deutung als ursprünglicher Rufname „dort mit der lateinischen, hier mit der germanischen Genetiv-Endung" zunächst einleuchtend erscheint. Liest man aber bei FÖRSTEMANN für

[67] MAURITS GYSSELING, *Schets van het ontstaan van der Fans-Nederlandse taalgrens*, Wetenschappelijke Tijdingen 20, December 1960, Nr. 10, Sp. 433—38.

[67a] M. GYSSELING, *Proeve van een Oudnederlandse grammatica (I)*, Studia Germanica Gandensia 3, 1961. — *Wat kenmerkt het Oudnederlands?* De Brug 5, 1961, 21—30. — *Op verkenning doorheen het Oudneederlands*, Mededelingen van de Vereniging voor Naamkunde te Leuven en de Commissie voor Naamkunde te Amsterdam 37, 1961 77—89.

[68] HENNING KAUFMANN, *Genetivische Ortsnamen* [= Grundfragen der Namenkunde, Bd. II], Tübingen (Max Niemeyer) 1961, XII und 226 S.

denselben Ort die etwa gleichzeitig überlieferte Namensform *Tagatorp*, so drängt sich m.E. die Vermutung auf, daß *Tagamari* hier kein alter Rufname ist, sondern eine Zusammensetzung mit dem Begriffswort *mari* 'Quellsumpf', wie auch bisher meist von der Forschung angenommen wurde. Gerade dies aber bestreitet KAUFMANN. Immer wieder kritisiert er H. JELLINGHAUS, der als epigonenhafter „Verschlimmbesserer" des Förstemannschen Namenbuches bei seiner Deutung der Ortsnamen „mit seiner leidenschaftlichen Ausmerzung althochdeutscher Rufnamen zugunsten anschaulicher Gattungswörter, besonders niederdeutscher 'Urwörter'" „nicht im Sinne des wissenschaftlichen Fortschritts gehandelt" habe. „Als Treibholz auf modischen Zeitströmungen, ist er bedenkenlos seiner Hinneigung zu volks- und heimatkundlich auswertbaren Deutungen gefolgt, mögen diese auch noch so gewagt, ja unmöglich sein." Diese Kritik ist sicher nicht ganz unberechtigt; der Leser des KAUFMANNschen Buches wird sich aber oftmals fragen, ob das Pendel nun nicht ebenso weit nach der entgegengesetzten Seite ausschlägt, wenn Ortsnamen wie Peine, Rheine, Rehnen, Lerche, Wichmond, Egmond, Enger und selbst der Inselname Walcheren auf germanische Rufnamen mit der lateinischen Genitivendung *-i* zurückgeführt werden. Diesen Ortsnamentypus findet er von der niederländischen Küste bis zur Elbe-Saale, südwärts von Trier über das Maingebiet bis zum Vogtland. „Die so benannten Siedlungen waren keine volksmäßigen Gründungen, sondern grundherrliche Anlagen, aus der Zeit der Frankenkolonisation." „Der genannte Umstand erklärt uns auch den planmäßigen Ersatz der german. Genetiv-Endung durch die latein. Gen.-Endung *-i* in den genetivischen Ortsnamen der fränkischen Zeit." „Der Gedanke, daß die wissenschaftliche Kritik mich nötigen wird, einige Pflöcke zurückzustecken, schreckt mich nicht," schreibt der kühne Forscher; „man muß sein Ziel überschreiten, um es zu erreichen." Von besonderem Interesse für die niederdeutsche Namenkunde ist das Kapitel über „altdeutsche Rufnamen im Genetiv Singular als Gaunamen", in dem KAUFMANN u. a. das Bestimmungswort des Landschaftsraumes *Dithmarschen* (um 840 *in Thiatmaresgaho*) m. E. mit Recht als Personennamen deutet. Wenn er aber auch die Gaunamen *Wigmodi* (Elbmündung), *Sturmi* (Aller-Weser-Gebiet) und *Dragini* (Dreingau im Münsterland) als Rufnamen mit der latein. Genitivendung *-i* deutet, so dürfte wohl das Ziel überschritten sein. Mit umso größerem Vergnügen liest man die durch methodische Exaktheit bestechende Interpretation der alten Namensformen der Stadt Münster: von einem erschlossenen **Mimingun* über *Mimingevorda* und *Mimigernaford* zu *Mimigardeford*. Das letzte Kapitel „Zum Einfluß oberdeutscher Kanzleien auf die Lautgestalt mitteldeutscher und niederdeutscher Ortsnamen" zeigt mehrfach, daß der Verfasser der eigentlichen Sprachgeschichte ferner steht. Sonst hätte er gewiß nicht HEINZERLINGS Erklärung des Anlauts von *Plittershagen*, Kr. Siegen, aus älterem *Blittershain* als Folge des Zusammenfalls von *pl-* und *bl-* deswegen verworfen, weil der Ortsname mundartlich noch mit *bl-* ausgesprochen werde. Und bei genauerer Kenntnis des Mittelniederdeutschen hätte er sich wohl gehütet, bei der Erklärung des Namens *Harzburg* angesichts der schon aus dem 11. Jh. überlieferten Form *Hartesburg* mit großer Sicherheit zu behaupten „*Hartesburg* bedeutet 'Hirschburg' und nichts anderes"; denn die angenommene Lautentwicklung *Hertesburg* > *Hartesburg*, die während des Spätmittelalters im Nordniederdeutschen und Ostfälischen erfolgte, ist im 11. Jh. im eigentlichen Sinne des Wortes „unerhört". Aber es wäre unbillig, bei der Erwähnung solcher Versehen nicht zugleich zu betonen, daß der Verfasser dank seines reichen Stoffes und seines gesunden methodischen Prinzips der „Verbindung von sorgfältiger Einzeluntersuchung mit großräumiger

Betrachtungsweise" gerade für viele westfälische Ortsnamen zu gesicherten Ergebnissen gekommen ist, obwohl seine Hauptthese mich nicht überzeugt hat.

Über den fränkischen Einfluß auf die Gaunamen handelt P. VON POLENZ in einem interessanten Aufsatz[69], der sich zunächst auf Ostfranken bezieht, aber zugleich das ganze frühmittelalterliche Deutschland im Blick behält. Er erkennt in den ostfränkischen Landschafts- und Bezirksnamen eine dreifache Schichtung: vorfränkische, merowingisch-fränkische und karolingisch-fränkische Namen. Zur ersten gehören außer den Landschaftsnamen auf *-feld*, die nur in einem ostfränkisch-thüringisch-südniedersächsischen Raum und in den Alpenländern, nicht dagegen in altfränkischen Gebieten vorkommen, Namen, deren Bestimmungswort ein sog. „qualitatives Benennungsmotiv" enthält, nämlich *Tullifeld*, *Graffeld* und *Wingarteiba* (deren Etymologie jedoch unsicher ist; zum letzteren vgl. Kaufmann a. a. O. 139), und der ursprünglich eine Personengruppe bezeichnende Gebietsname *Waldsazum* eigentlich 'zu den Waldbewohnern'. Der Verfasser legt Gewicht auf die erstmals von ihm beachtete „Unterscheidung zwischen *in-pago*-Namen, die primär Personengruppen, und solchen, die primär Räume bezeichnen... Es ist der Unterschied zwischen der stark personellen (bzw. dynamischen) Staatsauffassung wanderzeitlicher Germanengruppen und der römisch beeinflußten räumlichen (bzw. statischen) Staatsauffassung der Franken." Die merowingischen Franken sollen nach v. POLENZ den Namentypus Flußname + **gawja* 'Gau' nicht nur nach Ostfranken, sondern auch ins südliche Alemannien gebracht haben, obwohl „dieser Namentyp in Westfranken durchaus nicht in dieser Weise vorhanden ist." Als die Franken ihre Herrschaft nach Süden und Osten ausbreiteten, haben sie „in dieser frühen Periode keine eigenen Namentypen der Raumbenennung mitgebracht." „Den sicher nur in Einzelfällen vorfränkischen Namentyp Flußname + **gawja* hat nun die merowingische Expansionspolitik und Verwaltungsorganisation aufgegriffen und zur offiziellen 'Namenmode' werden lassen, und zwar so durchgreifend, daß fast überall, wo sich fränkische Königsleute im Rhein-Neckar-Main-Gebiet niederließen, die neuen politischen und wirtschaftlichen Zentren Namen dieses Typs erhielten." „Die ältesten der aus Flußnamen gebildeten *-*gawja*-Namen Rhein- und Ostfrankens waren vielleicht noch Landschaftsnamen... Die Franken aber haben aus den meisten von ihnen Bezirksnamen gemacht..." Dieser Typus der Bezirksnamen wurde nach v. POLENZ in (spät)karolingischer Zeit durch die dritte Schicht: Siedlungsname + **gawja* abgelöst. Im Bereich der alten Römerstädte ist dieser Typus zweifellos alt, wie das vom Ende des 4. Jhs. überlieferte *Brisigavi* 'Leute aus dem Breisgau, dem Umland von Brisiacum' beweist. Der Verfasser nimmt aber an, „daß viele dieser Namen ursprünglich Landschaftsnamen gewesen sind. Die meist zerstörten und von den Germanen anfangs gemiedenen Römerstädte waren in der Landnahmezeit in erster Linie auffallende Landschaftsmerkmale, nach denen man die in Besitz genommenen Gebiete benennen konnte. Zu Bezirksnamen wurden diese Namen erst durch jüngere politische Entwicklung." Die vom karolingischen Staat ausgelöste Bezirksbenennung nach Orten habe sich dann gerade im südlichen Altsachsen (*Hedergo*, *Lidbekega*, *Gandesbemigavvi* usw.) am stärksten durchgesetzt und sei „mindestens namentypologisch" Vorläufer der erst seit dem 12. Jh. bezeugten Gogerichtsbezirke gewesen. Diese Hypothese der Namen auf *-gau* steht und fällt mit der Etymologie dieses Wortes aus **ga-awja* 'Umgebung eines Gewässers'.

[69] PETER VON POLENZ, *Vorfränkische und fränkische Namenschichten in der Landschafts- und Bezirksbenennung Ostfrankens*, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 20 [= Festschrift E. Schwarz], Kallmünz-Opf. (Lassleben) 1960, 157—74.

E. SCHWARZ, der die deutsche und westslavische Sprachgeschichte mit gleicher Sicherheit beherrscht, gibt eine klare und lehrreiche Darstellung der ältesten deutsch-slavischen Beziehungen auf Grund der Orts- und Flurnamen in der Kontaktzone beider Völker[70]. Er zeigt, daß die Verhältnisse in Norddeutschland ganz anders lagen als in Mittel- und Süddeutschland. Sachsen und Slaven standen einander zumindest seit dem Ende des 8. Jhs. feindlich gegenüber, so daß eine verhältnismäßig scharfe Siedlungs- und Ortsnamengrenze in Holstein entstand, die sich recht genau mit dem 819 erwähnten Limes Saxonicus deckt. Viel freundlicher muß das Verhältnis von Deutschen und Slaven im mitteldeutsch-oberdeutschen Bereich von Thüringen über das Obermaingebiet bis Niederösterreich gewesen sein, wo die „Reichswenden" am Landesausbau beteiligt wurden. „Sie roden früher die Wälder als in den slavischen Stammesbereichen weiter ostwärts, wo noch genug kulturfähiges Land ohne schwere Rodungsarbeit zur Verfügung stand. Was sich im deutsch-wendischen Zusammenleben im Raume Thüringen-Niederösterreich abspielt, ist keine Ostkolonisation, sondern Landesausbau im eigenen Land, an dem beide Völker teilnehmen." Aus diesem Unterschied erklärt sich das Fehlen norddeutscher Ortsnamen auf *-winden*, die Niederlassungen von Wenden in deutscher Umgebung bezeichnen, während solche mit dem Zusatz *Windisch-*, die „in der Hauptsache ein Ergebnis deutscher neben älterer wendischer Siedlung" sind, bekanntlich auch im nordostdeutschen Kolonisationsgebiet vorkommen. Für das historische Verständnis unserer Ortsnamen auf *-ingen* ist SCHWARZENS Feststellung wichtig, daß für das altdeutsche Sprachempfinden bairisches *-ingen* dem slavischen besitzanzeigenden Suffix gleichgestellt wurde, so daß es in Mischnamen dafür eingesetzt werden konnte. Die Darstellung zeigt sehr eindrucksvoll, welche wichtigen Ergebnisse durch eine methodisch gesicherte Ortsnamenforschung, die vor allem den Lautersatz bei der Übernahme fremdsprachiger Namen berücksichtigt, zu erzielen sind.

W. LAUR, der über die nordfriesischen Ortsnamen als Zeugnisse der Siedlungsgeschichte handelt[71], macht wahrscheinlich, daß die Namen auf *-heim* bzw. *-um* von den einwandernden Friesen aus ihren Heimatgebieten an der südlichen Nordseeküste mitgebracht worden sind.

H. RAMMS stammeskundliche Betrachtung der ostfriesischen Ortsnamen[72] führt im wesentlichen nur zu einer Scheidung vonAltnamen (*-ingi,-hēm, -um, -warden*) und Ausbaunamen (*-husen*). „Allein der Typ *-hēm* hebt sich gegen die sächsische Nachbarschaft ab."

Ein genaueres Verständnis des Orts- und Flurnamentyps *Ostenfeld* verdanken wir einem wichtigen Aufsatz HANS KUHNS[73], in dem er die Geschichte der Rich-

[70] ERNST SCHWARZ, *Deutsch-slawische Namensbeziehungen von der Ostsee bis zur Adria*, Studia Onomastica Monacensia, Bd. II: VI. Internationaler Kongreß für Namenforschung, München ... 1958, Kongreßberichte Bd. 1, München (Beck) 1960, 29—56.

[71] WOLFGANG LAUR, *Das Siedlungsgebiet der Nordfriesen in seiner geschichtlichen Entwicklung im Spiegel der Ortsnamen*, Philologia Frisica anno 1959, Groningen (Wolters) 1960, 43—47.

[72] H. RAMM, *Ostfriesische Ortsnamen — stammeskundlich betrachtet*, Philologia Frisica [s. die vorige Anm.] 48—53.

[73] HANS KUHN, *Ostenfeld und Westensee*, Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Bd. 85/86, Neumünster (Wachholtz) 1961, 285—94.

tungsadverbien im Nordseegermanischen darlegt. Aus dem altsächsischen Typus *bi theru burg ūtan* wurde über *bi ūtan theru burg* schließlich *būten der burg* 'außerhalb der Burg'. Da nun bei den Adverbien vielfach Formen mit und ohne *bi-*, *b-* nebeneinander standen, wurden auch die aus den Adverbien entstandenen Präpositionen ohne diese Vorsilbe gebraucht, so z. B. noch in der holsteinischen Wendung *nedden dat rechte Knee* 'unterhalb des rechten Knies'. Die gleiche Entwicklung durchliefen die Adverbien der vier Himmelsrichtungen: statt *bi-nordan* usf. konnte man auch einfach *nordan*, *norden* usf. sagen. Der in Schleswig-Holstein noch heute mögliche Typus *oosten dat Huus* 'östlich vom Hause' ist früher im Westgermanischen viel weiter verbreitet gewesen. Die in der Freckenhorster Heberolle des 12. Jhs. überlieferten Ortsnamen *Aston-* und *Westonuelda* erklärt KUHN einleuchtend als Bezeichnungen der „Lage der Ortschaft zu einer der großen Eschfluren, die zu den alten Siedlungskernen gehören und deren Besitzer oder Nutzer oft an verschiedenen Seiten saßen. *Ostenfeld* ist dann eine solche Siedlung an der Ostseite des Esches, und die Namen sind Zeugen einer sehr alten Wirtschafts- und Siedlungsform." Ähnlich dürften die beiden drentischen Gerichtssprengel *Noordenveld* und *Zuidenveld*, der dortigen Bedeutung des Wortes *veld* entsprechend, von einer Ödlandfläche geschieden worden sein.

Über die Verkümmerung des altniederdeutschen Suffixes *-ing* und *-inge* in niedersächsischen Orts-, Personen- und Flurnamen vor allem aus den Regierungsbezirken Hildesheim, Hannover und Lüneburg handelt H. WESCHE[74]. Aus dem reichen Material geht hervor, daß die Schwächung *-ing* > *-ig* früher, als bisher angenommen wurde, nämlich schon im 11. Jh. einsetzte, aber erst im 13. Jh. ihren Höhepunkt erreichte. Im Spätmittelalter wurde *-ing(e)* zu *-eng*, *-in*, *-en*, *-ig* und *-ie* geschwächt. WESCHE glaubt aus seinen Belegen schließen zu können, daß der Lautwandel bei Orts- und Personennamen „von *-ingen* über *-ig* zu *-i* ging. Die Flurnamen hingegen zeigen meistens einen andern Weg: *-ing* > *i* > *-ig*." Das in dieser Formulierung unwahrscheinliche Ergebnis dürfte sich indeß bei einer genaueren Untersuchung, die vor allem die Typen *-ing* m. und *-inge* f. scheiden und die Hiatentwicklung und Apokope von *-ie* (d. i. *-ije*) > *-ig* beachten müßte, wohl als Trugbild erweisen.

Der Gebrauch des Artikels vor deutschen Siedlungsnamen ist in unserer Berichtszeit 1960/61 von zwei Forschern untersucht worden. K. BISCHOFF[75] hat zahlreiche Beispiele aus der mittelalterlichen deutschen Überlieferung und den Mundarten zusammengestellt. Daraus ergibt sich, daß die den Flurnamen noch nahestehenden Bezeichnungen von Einzelhöfen, kleineren Weilern, Burgen, ferner die aus Flußnamen gebildeten Siedlungsbezeichnungen und viele Siedlungsnamen slavischen Ursprungs mit dem Artikel gebraucht werden, während die älteren typischen Ortsnamen auf *-heim*, *-hausen*, *-hofen* usw. ihn nicht kennen. Daneben scheinen aber auch namengeographische Faktoren eine Rolle zu spielen. Jedenfalls sieht es nach den bisherigen Belegen so aus, als ob „der Artikelgebrauch bei Ortsnamen im deutschen Osten heute viel stärker ist als im alten Stammland."

Die erstgenannte Beobachtung stimmt zu den altenglischen Verhältnissen (E. EKWALL, *Dict. of Engl. Place-Names*, 1960, XX) und deckt sich mit dem Hauptergebnis der Untersuchung des Leipziger Namenkundlers H. NAUMANN über den

[74] HEINRICH WESCHE, *Das Suffix -ing(en) in niedersächsischen Orts- und Flurnamen*, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 20, 1960, 257—81.

[75] KARL BISCHOFF, *Der Artikel vor deutschen Siedlungsnamen*, Volk, Sprache, Dichtung, Festgabe für Kurt Wagner, Gießen (Schmitz) 1960, 235—46.

Artikelgebrauch vor nordwest-sächsischen Ortsnamen[76]. Er stellt fest, daß „Simplizia deutscher und slavischer Herkunft bevorzugt mit dem Artikel bzw. mit präpositionalen Fügungen verwendet werden." „Der weitaus größte Teil dieser Namen steht in der unmittelbaren Nähe der Flurnamen oder gehört zu den Naturnamen. Eine kleinere Gruppe — vorwiegend Oberschichtnamen — hat Appellativa neben sich."

An namenkundlichen Untersuchungen zu einzelnen Orten wären zunächst die weit ausgreifenden und höchst anregenden Studien des bekannten Wiener Nordisten O. HÖFLER über die Entstehung der Sage von Siegfrieds Sieg aus der Geschichte des Arminius[77] zu nennen, in denen er ausführlich die Lokalisierung der *Gnitaheide* (aisl. *Gnitaheiðr*) erörtert, wo nach einer Notiz im Itinerar des isländischen Abtes Nikulas (um 1150) „Sigurd den Fafner schlug." Er kommt zu dem Ergebnis, daß dieser Name aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Ort *Knetterheide*, wenige Kilometer südlich von Salzuflen, identisch ist. In einem großen Exkurs über „Knetterheide und die Varusschlacht" legt HÖFLER dar, daß das frühere Sumpfgebiet im Werretal bei Schötmar und Knetterheide, wo schon der Kriegshistoriker H. DELBRÜCK die Varusschlacht lokalisiert hat, auch nach den neuesten Erkenntnissen der Sagengeschichte und der Namenforschung wahrscheinlich der Schauplatz dieses weltgeschichtlichen Ereignisses gewesen ist.

Die Siegfriedgestalt wird von der nordischen Überlieferung im *Húnaland* lokalisiert, womit nach O. HÖFLERS einleuchtenden Darlegungen nur Westfalen gemeint sein kann. Dessen Hauptstadt aber ist nach der Thidreksaga *Susat*, d. i. Soest. Die Etymologie dieses Ortsnamens erörtert der verstorbene Altmeister niederdeutscher Mundart- und Wortforschung F. HOLTHAUSEN in einer posthum erschienenen Notiz[78].

Über die Entstehung und Bedeutung des Namens *Nutzhorn*, das zunächst ein Gut in der Nähe von Delmenhorst, dann auch ein von dort stammendes Geschlecht bezeichnete, handelt G. NUTZHORN[79]. Er macht wahrscheinlich, daß dieser Name, der 1344 *Utzehorn* lautete, von niederländischen Siedlern des 12. Jhs. aus dem heutigen holländischen Dorf *Oudshoorn* bei Alphen aan Rijn mitgebracht worden ist. Einige Unsicherheitsfaktoren bleiben trotz aller Bemühungen bestehen.

Eine neue Erklärung des von Historikern viel erörterten holsteinischen Orts-

[76] HORST NAUMANN, *Der Gebrauch des Artikels im Ortsnamenschatz Nordwestsachsens und angrenzender Gebiete*, Leipziger namenkundliche Beiträge, S. 51—74[= Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Band 106, Heft 5], Berlin (Akademie-Verlag) 1961. Der Band enthält außerdem noch folgende Beiträge: R. FISCHER, *Burgennamen Deutschlands*: *Die drei Gleichen*; E. EICHLER, *Probleme der Analyse slawischer Ortsnamen in Deutschland*; H. WALTHER, *Bergbaunamen im sächsischen Erzgebirge*; *Bibliographie der Leipziger namenkundlichen Arbeitsgruppe, 2. Folge (1959—1960)*.

[77] OTTO HÖFLER, *Siegfried, Arminius und die Symbolik. Mit einem historischen Anhang über die Varusschlacht*. Heidelberg (Winter) 1961, 190 S.

[78] FERDINAND HOLTHAUSEN, *Der Name Soest*, Soester Zeitschrift 73, 1960, 5.

[79] GUSTAV NUTZHORN, *Die Entstehung und Bedeutung des Namens Nutzhorn*, Oldenburgische Familienkunde, hrsgg. von dem Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde... von RICHARD TANTZEN, Jg. 3, Heft 1/2, Oldenburg 1961, 1—9.

namen *Latendorf* verdanken wir H. H. HENNINGS[80]. Die bisherige Deutung als 'Dorf der Laten oder Unfreien' erschien von jeher auffällig, weil dieser Stand nur im südelbischen Sachsenlande, nicht aber in Holstein nachweisbar ist. HENNINGS weist auf die in benachbarten Gemarkungen bezeugten Flurnamen *Latenrode* und *Latjen Horn Wiese*, die zweifellos das von MENSING gebuchte *Laat* (Plural *Laten*) 'Ableger, Schößling' enthalten, und identifiziert damit das Bestimmungswort in *Latendorp*, das zwar erst 1508 belegt ist, aber als Geschlechtsname schon früher vorkommt. Das auch südlich der Elbe (KÜCK 2,63) begegnende *Late* muß eine Nebenform zu nd. *Latt(e)* und nl. *loot*, fries. *leat*, nd. *Lode* (mit tonlangem *o*) 'Jahrestrieb, Schößling' sein.

Da uns ein großer Teil unserer alten Ortsnamen immer noch undurchsichtig ist, wird jeder Namenkundler aufmerksam die Ergebnisse der blühenden englischen und nordischen Namenforschung verfolgen, die oftmals auch auf die kontinentalen Bildungen neues Licht werfen. Von den neuen Arbeiten zur englischen Ortsnamenkunde interessiert uns vor allem MARGARET GELLINGS sorgfältige topographische Untersuchung über das Ortsnamenelement *hamm*[81], das ja auch in zahlreichen nd. Namen, sowohl als Simplex *Hamm*, als auch in zusammengesetzten Ortsnamen, wie *Hamburg*, *Nordenhamm* (nach KUHN 'nördlich des Hamm'), vorkommt. Die Verfasserin kommt zu dem einleuchtenden Ergebnis, daß das auf den sächsisch-jütischen Siedlungsraum Englands beschränkte Ortsnamenelement *hamm* zunächst 'Land in einer Flußbiegung' bedeutet hat, sekundär dann 'Vorgebirge, Landzunge (promontory)', 'Flußwiese', 'trockener Boden im Sumpf', und wahrscheinlich 'umgrenztes Stück Weide oder Acker im Waldgebiet'. Die Verfasserin vermutet gewiß mit Recht, daß dies Wort mit ae. *hamm* 'Kniekehle, Hinterschenkel' etymologisch identisch ist.

Zu den interessanten nordischen Untersuchungen der letzten beiden Jahre gehört L. HELLBERGS Abhandlung über Pluralische Form in der älteren nordischen Ortsnamengebung[82]. Er weist nach, daß es im ganzen Norden ältere pluralische Siedlungsnamen gegeben hat, die einen besonderen Namenstypus darstellen, der dadurch gekennzeichnet ist, daß 1. diese Namen wie feminine *ō*- oder *i*-Stämme flektieren, selbst wenn die darin enthaltenen Grundwörter männlichen oder neutralen Geschlechts sind und andern Deklinationsklassen angehören, 2. die Pluralform nicht als die der Grundwörter aufgefaßt werden kann. So flektiert z. B. der nordische Ortsname *Berga*, altschwed. *Berghar* wie ein femin. *ō*-Stamm, obwohl das Begriffswort *berg* im Nordischen ein neutraler *a*-Stamm ist. Das feminine Geschlecht spricht gegen die bisherige Auffassung, daß die pluralischen Siedlungsnamen in größerem Umfange alte Insassennamen darstellen. Da anderseits ältere nordische Flurnamen wegen der ständigen Vermehrung der Felder vielfach pluralische Form und infolge einer psychologischen Assoziation an den Begriff der bebauten Erde auch feminines Geschlecht, also dieselben Kennzeichen wie die pluralischen Siedlungsnamen gehabt haben, folgert HELLBERG daraus, daß letztere aus Flurnamen hervorgegangen seien.

[80] HANS HARALD HENNINGS, *Zum Orts- und Geschlechtsnamen Latendorf*, Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte 85/86, 1961, 275—84.

[81] MARGARET GELLING, *The Element hamm in English Place-Names*, Namn och Bygd, tidskrift för nordisk ortnamnsforskning 48, Uppsala 1960, 140—62.

[82] LARS HELLBERG, *Plural form i äldre nordiskt ortnamsskick. Mit deutscher Zusammenfassung: Pluralische Form in älteren nordischen Ortsnamen*, Uppsala (Lundequist) 1960, 192 S. [= Uppsala universitets årsskrift 1960:1].

Von neuen Arbeiten zur Flurnamenforschung sei zuerst der schöne Aufsatz des Schweizers S. SONDEREGGER[83] über das Alter der Flurnamen und die germanische Überlieferung genannt, der auf jeder Seite von ungewöhnlicher Belesenheit im gesamten germanischen Bereich zeugt und uns lehrt, „daß grundsätzlich mit der Möglichkeit eines sehr hohen Alters einzelner Flurnamenschichten gerechnet werden kann. Flurnamen können so alt sein wie Siedlungsnamen." SONDEREGGER weist darauf hin, daß selbst in den germanischen Runeninschriften schon einzelne Flurnamenbelege zu finden sind. Besonders reich ist die altenglische Überlieferung, aber auch aus althochdeutschem Bereich (Urkundenbücher von St. Gallen, Fulda usw.) sind uns viele Namen überliefert; „es wäre eine lohnende Aufgabe und für die Flurnamenforschung äußerst aufschlußreich, wenn ein Ahd. Flurnamenbuch geschaffen werden könnte." SONDEREGGERS Aufsatz ist auch wegen seiner reichhaltigen Bibliographie für die historische Flurnamenforschung unentbehrlich.

H. DITTMAIER untersuchte die trotz vielfacher Erörterung immer noch ungeklärte Wortgeschichte von *Esch* und *Driesch*[84]. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die beiden auf *-sch* ausgehenden Fachausdrücke der alten Landwirtschaft nicht nur wortbildungsmäßig, sondern auch hinsichtlich ihrer Bedeutung von vornherein zusammengehörten, insofern nämlich in der Zeit der Feld-Gras-Wirtschaft, als jene Bezeichnungen entstanden, *Esch* 'nutzendes Land', *Driesch* 'ruhendes Land' bezeichnet habe. DITTMAIER begründet diese Hypothese mit der Etymologie der beiden Wörter: Esch = got. *atisk* gehöre zum selben Stamm **at-*, der auch in nd. *eten*, hd. *essen* vorliege und bedeute also zunächst „was zur Atzung, zum Unterhalt dienlich ist", während er Driesch mit H. SPERBER und (vermutungsweise) J. DE VRIES aus einer Urform **þreutsk* ableitet, die zu dem idg. Wortstamm *treud-* gehöre, der in an. *þrjóta* 'aufhören, mangeln' schwed. *trött* 'müde', nd. *verdrēten*, hd. *verdrießen* vorliegt. Driesch wäre demnach „ein Acker, der ausgewonnen, erschöpft, mehrere Jahre liegen bleiben muß." Diese Etymologie ist bedeutungsmäßig und lautlich einwandfrei, sofern die Vorstellung des 'Erschöpften' wirklich primär ist und man es für wahrscheinlich hält, daß neben der *-isk*-Abteilung **þreutisk-*, die in aisl. *þrjózkr* 'widerspenstig', norw. *trjosk* 'ungezogener Kerl' vorliegt, ein altes germ. Wurzeladjektiv **þreutsk-* bestanden hat, das dann nd. *Drēsch*, md. nl. *Driesch*, nordholländ. *dresch*, obdt. *Drŭsch* und das altdän. Adj. *tryske* 'ruhend (vom Boden)' ergeben hätte. — Von besonderem bedeutungs- und siedlungsgeschichtlichem Interesse sind die von DITTMAIER aufgespürten rheinischen Zeugnisse für das Wort Esch um Bonn und Euskirchen, vereinzelt auch an der Ahr und bei Aachen. Das Wort hat sich hier lautgesetzlich zu *Essisch*, *Essig* entwickelt und bedeutet ähnlich wie ae. *edisc* 'Wiesenland, Anger, Weide', ja sogar 'Dorfplatz'. Wenn man diesen Befund von der Geschichte der nordwestfälischen Esch-Siedlung her betrachtet, wie MÜLLER-WILLE sie rekonstruiert hat (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 8, 1944, 9ff.), könnte man im rheinischen *Essisch* die äußerste Schrumpfform des alten Esches sehen, der hier — ähnlich wie in Flandern der Driesch — sogar zum 'begrasten Dorfanger' geworden ist. Jedenfalls beweisen DITTMAIERS Funde m. E., daß auch das Rheinland ehemals Esche gekannt hat.

[83] STEFAN SONDEREGGER, *Das Alter der Flurnamen und die germanische Überlieferung*, Jahrbuch für fränkische Landesforschung 20, 1960, 181—201.

[84] HEINRICH DITTMAIER, *Esch und Driesch. Ein Beitrag zur agrargeschichtlichen Wortkunde*, Aus Geschichte und Landeskunde. Forschungen und Darstellungen, Franz Steinbach zum 65. Geburtstag gewidmet von seinen Freunden und Schülern. Bonn (Röhrscheid) 1960, S. 704—26.

Die Bewahrung dieser landwirtschaftlichen Siedlungs- und Betriebsform in Nordwestfalen beruht auf dem auch sonst wohlbekannten kulturmorphologischen Reliktcharakter dieser Landschaft.

Eine Zusammenstellung alter Flurnamen im riesigen Gotteskoog, Kreis Süd-Tondern (Schleswig), veröffentlichte J. R. VOLQUARDSEN[85]. Häufig vorkommende Grundwörter sind *Ham(m)* „beschlossene Fenne", d. h. 'durch breite Gräben eingefriedigtes Landstück', *Fenne*, *Hallig*, *Hörn*, *Schlick*, *Tuff* und *Warf*.

H. EWE, der 1959 seine Greifswalder Doktorarbeit über „Die Flurnamen von Rügen und ihre geographische Bedeutung für die Insel" abschließen konnte, veröffentlichte einen Aufsatz über neuzeitliche rügische Flurnamen[86], die den Einfluß des Schulunterrichts spiegeln (*Amerika*, *Sibirien*, *Babylon* usf.), der romantischen Begeisterung für die deutsche Vorzeit entsprangen (*Herthaburg*, *-see*, *-buche*), von den Badegästen geprägt worden sind (z. B. *Piratenschlucht*, *Störtebecker-Höhle*, *Sankt-Rochus-Damm*) oder an Ereignisse aus den Befreiungskriegen 1806—13 erinnern.

Einen schönen Beitrag zur Geschichte des auch im Niederdeutschen weit verbreiteten Flurnamens *Lehde*, der 'unangebautes Land' bezeichnet, verdanken wir W. FLEISCHER. In seiner durch Gründlichkeit und besonnenes Urteil ausgezeichneten Leipziger Dissertation über die Orts- und Flurnamen des Dresdner Raums[87] zeigt er u. a., wie sich dort das slavische Lehnwort *Lade*, das zunächst 'das nicht unter den Pflug genommene Land' bezeichnete, durch das gegen Ende des 16. Jhs. aus NW vordringende *Lehde* verdrängt wird und letzteres schließlich auch das von Süden ausstrahlende Flurnamenwort *Leite* 'Berghang' aufsaugt, „soweit es sein Bedeutungsfeld schneidet".

H. NAUMANNS Aufsatz über Flurnamenprobleme in Nordwestsachsen[88] ist fürs Niederdeutsche von Interesse, weil er eine Reihe niederdeutscher, niederländischer oder nordwest-mitteldeutscher Wörter ans Licht bringt, z. B. *Biese*, *Else*, *Fuß*/*Faß* 'Fuchs', *Wessel* 'Wechsel', *Kabel* 'Los', die im appellativischen Wortschatz schon längst durch südliche Synonyme oder Formen überschichtet worden sind. „Zusammenfassend können wir also einen stark niederdeutsch-niederländisch beeinflußten Raum im Norden und Nordwesten unseres Gebietes nachweisen, dem sich vor allem im Osten, in der ehemaligen Landschaft Ostchutici, ein mit starken niederdeutschen, eventuell auch nordthüringischen Elementen durchsetzter Raum anschließt."

Eine überzeugende Deutung des englisch-flämisch-westfälischen Flurnamens *Wormstall* verdanken wir dem schwedischen Forscher R. FORSBERG[89]. Das in England vom 10.—19. Jh. gut bezeugte Wort bezeichnet eine 'schattige Stelle, wo das Weidevieh an heißen Sommertagen vor den Bremsen Schutz findet.' Zunächst benutzte man dazu eine Gruppe schattenspendender Bäume, später vielfach ein

[85] J. R. VOLQUARDSEN, *Die Flurnamen der früheren herrschaftlichen Ländereien im Gotteskoog*, Die Heimat 68, Neumünster (Wachholtz) 1961, 161—65.

[86] HERBERT EWE, *Zu Flurnamenbildungen auf Rügen seit der Romantik*, Worte und Werte, Bruno Markwardt zum 60. Geburtstag. Berlin (de Gruyter) 1961, 92—98.

[87] WOLFGANG FLEISCHER, *Namen und Mundart im Raum von Dresden I*, Berlin (Akademie-Verlag) 1961, 387 S. und 12 Karten [= Deutsch-slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte, Nr. 11].

[88] HORST NAUMANN, *Zu einigen Problemen der Flurnamenforschung in Nordwestsachsen*, Beiträge zur Namenforschung 12, Heidelberg (Winter) 1961, 113—51.

[89] RUNE FORSBERG, *English wormstall*, Namn och Bygd 48, 1960, 120—39.

künstliches Schutzdach. Der nordseegermanische *wormstall* entspricht also dem binnendeutschen *brëmstall*, der den oberdeutschen Mundarten in derselben Bedeutung noch heute vertraut ist. Unter *worm* sind hier also (wie z. B. in mhd. *binenwurm* 'Biene') fliegende Insekten zu verstehen, und *stall* hat die alte Bedeutung 'Lagerplatz des Viehs', die heute noch in schottischen Mundarten erhalten ist.

Für die Erforschung der Flurnamen ist naturgemäß auch die Geschichte der Flurformen von großer Bedeutung. Deshalb sollte eine neue Hypothese zur Erklärung der Gemengelage, die wir GERTRUD SCHRÖDER-LEMBKE verdanken, nicht übersehen werden[90], obwohl sie sicher nicht das letzte Wort sein wird. Anknüpfend an die Arbeiten von Frau A. KRENZLIN (z. B. *Blockflur, Langstreifenflur und Gewannflur als Funktion agrarischer Nutzungssysteme in Deutschland*, Berichte zur deutschen Landeskunde 20, 1959), in denen aus theoretischen Erwägungen gefolgert wird, daß die erste Vorform der Gewannflur nicht die Eschflur mit Langstreifen, sondern die eingehegte Blockflur gewesen sei, interpretiert Frau SCHRÖDER-LEMBKE die in karolingischen Quellen genannten *culturae* großer Grundherren eben als solche durch Wallhecken und Gräben eingezäunten Ackergewanne von beträchtlicher Größe (bis 50 ha und mehr). „Es scheint, daß zur Karolingerzeit die Mehrzahl der Domänen eine... gewanngebundene Dreifelderwirtschaft getrieben hat." Von Zelgen kann man eigentlich nicht sprechen, „denn das Ackerland liegt ja offenbar in drei geschlossenen Blöcken". Die Langstreifenflur sei dadurch entstanden, daß die Hintersassen nordfranzösischer Domänen „bestimmte Ackerstreifen zu pflügen, zu bestellen und abzuernten" hatten. „Bei Aufgabe des Eigenbetriebes fallen die für den Grundherrn bebauten Ackerstreifen, *rigae*, jeweils im Winterfeld, im Sommerfeld und in der Brache, an die Dienstbauern gegen eine Pacht oder in Teilbau. Es entsteht Gemengelage" und damit der Flurzwang.

Den gegenwärtigen Stand der Diskussion über die Geschichte der deutschen Landgemeinde übersieht man gut in einem Vortrag des Münchner Historikers K. BOSL[91]. Nach seiner Hypothese wäre die Centene, d. h. „die Gemeinde der fränkischen Königsfreien, Ansatzpunkt und Vorbild späterer Gemeindebildung besonders in den Gebieten genuin fränkischer Königsherrschaft, also an Maas, Mosel, Rhein und Main" gewesen. Dorf, Nachbarschaft, Bauerschaft sind nur Vorformen der Landgemeinde. Mit F. STEINBACH[92] sieht er im Gericht ein Hauptelement der Gemeinde. Die Landgemeinden sind „meist Glieder der größeren Landgerichte; sie sind auch Träger einer eigenen beschränkten Gerichtsbarkeit". Ihr Hauptzweck war der Friedensschutz.

Münster WILLIAM FOERSTE

[90] GERTRUD SCHRÖDER-LEMBKE, *Zur Flurform der Karolingerzeit*, Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 9, 1961, 143—52.

[91] KARL BOSL, *Eine Geschichte der deutschen Landgemeinde*, ebd. S. 129—42.

[92] FRANZ STEINBACH, *Die Entstehung der Landgemeinde nach rheinischen Quellen*, Köln (Westdeutscher Verlag) 1960.